Königin Philippa.

Historischer Roman

von

Wilhelmina.

Aus dem Schwedischen übertragen

von

A. Kretzschmar.

Dritter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1850.

Königin Philippa.

Dritter Theil.

Drittes Bild.

Zwei Königinnen.

„Und soll ich nun fortreisen
Von dieser Insel hier,
So werden Frauen und Mädchen
Klagen und weinen nach mir.“

**Aus König Birger's Brautwerbung
um Königin Mechthild.**

I.

Es kommen im menschlichen Leben Zeiten vor, wo man sich heiter, glücklich und zufrieden mit seiner Umgebung, mit der ganzen Welt, vor Allem mit sich selbst fühlt; Zeiten, wo die geschmeichelte Einbildung ihre Triumphe feiert oder die befriedigten Lieblingsleidenschaften über ihren Sieg jubeln. — Es giebt auch Zeiten eines reineren, höheren Genusses, wo die Seligkeit in Gestalt eines helllockigen Engels sich lächelnd in unsere Brust schleicht, aus der ein dankbarer Seufzer zu dem Geber aller Freuden aufsteigt und wir mit strahlenden Blicken ausrufen: „Das Leben ist doch schön!“

Wir wagen zu hoffen, daß kein Mensch, auch nicht der allerunglücklichste, von sich sagen kann, er habe niemals einen Genuß der eben genannten edleren

Art empfunden, und was die ersteren Freudenstunden betrifft, so giebt es wohl Niemanden, der nicht deren viele zählen könnte, denn — obschon das Glück trügt und die Welt täuscht und die Hoffnung bethört, so gehen doch unsere Wünsche, sie mögen nun gut oder schlecht sein, einmal in Erfüllung, und wir können uns darüber freuen, in demselben Grade, als sie warm und eifrig waren. Es kommt daher blos auf unseres eigenen Herzens mehr oder minder edle Beschaffenheit an, ob wir mehr von den herrlicheren Freudenblumen einernten, welche, obschon eben so schnell verwelkend, wie alle anderen, gleichwohl nicht peinigende Erinnerungen hinterlassen; oder mehr von den gefährlichen, deren betäubender Duft sich zu einem erstickenden Nebel um die Seele sammelt und später ein nagendes Gift wird, dessen Wirkungen Reue und Gewissensbisse sind.

Dies sind die zwei Arten von Blumen, die auf dem Wege des Lebens wachsen und von verschiedenen Individuen in verschiedener Anzahl gepflückt werden. Wir wissen jedoch Alle, sowohl aus eigener als aus fremder Erfahrung, daß der Blumen im Vergleich mit dem wuchernden Unkraut wenige sind, und wer hat wohl am Rande des Grabes gestanden und auf die zurückgelegte Bahn zurückgesehen, ohne unzählige Mal

während seiner Wanderung von Dornen und Disteln verwundet worden zu sein?

Es giebt deshalb auch Augenblicke im Leben — und es sind deren viele — wo die Reue ihren bleiernen Mantel über die Schwingen der Seele deckt, wo die Hoffnung ihr schimmerndes Fernglas verbirgt und der Trost mit seinem labenden Becher sich zurückzieht, dagegen aber der Kummer mit der gerunzelten Stirn und der Zweifel mit den verzerrten Gesichtszügen sich um uns lagern. Wer hat nicht solche Augenblicke erlebt? ... Es giebt andere — und diese sind unstreitig die bittersten — wo wir von Unzufriedenheit mit uns selbst gepeinigt werden, wo wir einsehen, daß wir Thorheiten begangen, unrecht gehandelt, Pflichten übertreten, die uns heilig sein mußten, und andere, noch dringendere versäumt haben — Augenblicke, wo das Nachdenken harte und schallende Schläge auf den Schild des schlafenden Gewissens thut, so daß es erwacht, um sich blickt und schaudert, während die Reue ihre Dornenkrone flicht und die Vorwürfe ihre Geißel zur Hand nehmen.

Vielleicht haben wir unseren Pinsel in allzudunkle Farben getaucht und einen zu starken Schatten über das Gemälde gelegt. Wir würden nur mit Freuden vernehmen, daß dem so wäre. Ueber jede Stimme,

welche sich erhöbe, um unsere Schilderung als übertrieben zu tadeln, würden wir uns freuen, wie über jeden Sieg des Lichtes über die Finsterniß, und gern würden wir mit eigner Hand unser Bild durchstreichen, wenn sich Niemand fände, der von sich sagen könnte, er habe die Wahrheit des soeben Aufgestellten an sich erfahren. Leider giebt es jedoch Viele, die in den dunkeln Zügen den Zustand ihres eigenen Herzens erkennen und sich gedrungen fühlen, bei sich selbst auszurufen: „Ich weiß, daß solche Stunden der Reue, der Unzufriedenheit mit sich selbst, bitteren Kummers und peinigender Gewissensqual sich selbst während des tiefsten Sicherheitsschlafes uns aufdrängen können.“ Wir wollen auf diesen Anlaß hin jetzt zwei Personen unserer Geschichte betrachten, bei welchen eben solche verschiedene Augenblicke obwalteten.

Es war an einem schönen Abende in den letzten Tagen des Monats Mai **1410**, also über drei und ein halb Jahr nach den in Wadstena vorgefallenen Ereignissen, als die Königin Philippa mit ihrer Vertrauten, Alice, sich auf den Söller des königlichen Schlosses in Roskilde gesetzt hatte, um hinaus über den Isefjord und die umliegenden fruchtbaren Niederungen zu sehen. Die Luft war ruhig und warm; die Sonne, die in stiller Majestät am westlichen Horizonte hinuntersank,

übergoß denselben mit einem Strom von Purpur und Gold, und nicht ein einziger Windhauch zog seine Kreise auf der hellen Wasserfläche, die wie ein unermeßliches Silbertuch sich durch die schöne Landschaft hinstreckte. Die metallene Zunge der Abendglocke hatte eben ihr letztes Ruhe und Frieden verkündendes Lied beendet und die Vögel, die gewöhnlichen nordischen Sommervögel, waren einer nach dem andern verstummt. Aber in den dichtbelaubten Wipfeln der Buchenwälder schlugen hundert Nachtigallen ihre lieblichen melodischen Triller.

Die jetzt vierundzwanzigjährige Königin Philippa, die schon bei ihrer Ankunft aus Britannien ganz hübsch, ja in Vieler Augen wirklich schön gewesen, war dies in diesen drei Jahren noch mehr geworden, denn ihr Angesicht hatte eine angenehmere Rundung und die Farbe desselben mehr Frische und Feinheit erhalten. Dagegen hatte sich ein gewisser unverkennbarer Zug tiefer Melancholie nnd stiller Ergebung über ihre Züge gelagert, gleich dem leichten Schatten einer dünnen Laubhecke auf einer weißen Rose, und dieser Zug in Verbindung mit dem natürlichen Ausdrucke von Güte, der auf dem Gesicht der Königin ausgeprägt war, kleidete sie unendlich gut.

Ganz besonders war sie schön an diesem Abend, wo sie hoch oben unter den zu Mauern und Thürmen

geformten dunkeln Steinmassen saß und hinaus in die freie Natur blickte. Es war gut, daß kein männlicher Blick sie in dieser Stunde schaute, denn ein Mann, der dies gethan, würde leicht die Königin vergessen und sich in das Weib verliebt haben, das Einnehmende und Verführerische — er würde sich nicht damit begnügt haben, den Seraph anzubeten, der bei Philippa fortwährend das Uebergewicht hatte. Ach, es gab wirklich einen, für den es gut war, daß er fern war, weit außerhalb des Zauberkreises ihrer entzückenden Nähe.

Auf der Stirn der jungen Königin lag an diesem Abend mehr als jemals ein Ausdruck stillen, unaussprechlichen Friedens, ungefähr so, wie man sich denken kann, daß ein Engel ihn fühlt, wenn er sein weißes Unschuldsgewand beschaut und es noch eben so rein, eben so glänzend findet, als da er es aus der Hand des Ewigen empfing. Ihre Augen, blau wie der Himmel, zu dessen unendlichem Dome sie jetzt aufblickten, verriethen nichts als Freude, gerade eine solche Freude, unter deren angenehmem Gefühl man gen Himmel blickt, denn rührt die Freude nur von Dem her, was zur Erde gehört, so bleibt auch der Blick an der Erde haften. Es war, als ob die Augen der Königin, anders beschaffen als die der übrigen Sterblichen, in diesem Augenblicke inneren Entzückens durch den klaren Aether dringen

könnten, hoch, hoch hinauf in das Undenkbare, das für unsere Sinne Unbegreifliche, um Gott und die Seligen zu schauen, die seinen Thron umschweben.

Und als der reine, überglückliche Blick von seiner Himmelfahrt zurückkehrte, um sich wieder auf die in ihrer hellgrünen Frühlingstracht prunkende Erde herabzusenken, verweilte er im Vorübergehen auf Alicen, und die Königin sah sie einige Sekunden lang an, so wie wir eine Person anzusehen pflegen, die unserem Herzen innig theuer ist.

„Meine theure, schöne Königin!“ rief da die junge englische Hofdame in einer Extase der Bewunderung, die nicht verstellt war, sondern wirklich, denn Alice betete ihre gekrönte Freundin an und zwar in der weitesten Bedeutung des Wortes; „meine holde geliebte Philippa! ... Du siehst heute Abend so glücklich aus.“

„Ich bin immer glücklich, beste Alice,“ antwortete die Königin.

Alice stutzte bei dieser Antwort, als ob sie etwas ganz Neues hörte; ihre Verwunderung hinderte sie zu antworten.

Die Königin bemerkte dies und sagte lächelnd:

„Meine Antwort scheint Dich in Erstaunen zu setzen und ich wundere mich nicht darüber, denn weit leichter würde ich die ganze mich bedienende und umge-

bende unzählige Schaar der Hofleute überzeugen können, daß ich fortwährend glücklich bin, als Dich allein, Dich, die mich viele Mal hat weinen sehen, Dich, die mich die Zeit hat zurückwünschen hören, wo Du und ich, noch ein paar aufwachsende Mädchen, in den königlichen Sälen meines Vaters herumliefen, oder auf den zauberischen Wiesen Albions den Schmetterlingen nachsprangen. Und doch, Alice, ... wenn ich weinte, wenn ich murrte, bin ich undankbar gegen die Vorsehung gewesen. — Ich soll ... ich muß glücklich sein! ... O, Alice! ... laß mich wenigstens heute Abend glauben, daß ich es bin.“

Mit diesen Worten warf sie sich in die Arme der Freundin; diese umfaßte sie zärtlich und sagte:

„Du bist glücklich, edle Philippa; denn Du wirst von Millionen Menschen geliebt und Tausende kannst Du, wenn auch nicht glücklich machen, doch wenigstens trösten und erheitern.“

„Ja,“ rief die Königin und stand auf, „das war eine richtige Auffassung meiner Gefühle. So will ich, daß die eine Freundin die andere verstehe ... blos so ist die Freundschaft von edler Natur. Ja, Alice, ich bin glücklich, weil ich so viel Gutes thun kann. — Es ist daher eine unerträgliche Grille von mir, wenn ich klage und weine ... entweder darüber, daß ich nicht

die Seligkeit genieße, Mutter zu sein, oder darüber, daß ich das Herz meines Gatten nicht besitze ... ich sollte doch bedenken, daß ich Königin bin.“

Hier schwieg Philippa, und Alice betrachtete sie mit forschendem Blick. Wenn aber das Erstaunen der jungen Hofdame schon groß war, als die Königin so unvermuthet behauptete, daß sie stets glücklich sei, so ward es noch größer, als bei den Worten, welche soeben über die Lippen der edlen Königin gingen, ihr Antlitz sich gleich blieb — ruhig und von stiller Freude verklärt.

Als sie bemerkte, daß Alice sie betrachtete, fragte sie:

„Weshalb siehst Du mich so forschend an?“

„Verzeih, o Königin,“ antwortete diese; „ich suche in Deinem Angesicht vergebens den Spott, der in Deinen Worten lag.“

„Spott? ... o mein Gott, nein! ... Ich verstehe Dich nicht.“

„Du sagtest, edle Philippa, bei der Aufzählung Dessen, was Du am bittersten vermissest und was für jede vermählte Frau das Theuerste sein muß: „Ich sollte doch bedenken, daß ich Königin bin.“

„Das sagte ich, Alice, aber ich kann Dir heilig versichern, daß darunter kein Spott, keine bittere Anspielung auf meine Stellung als Gattin lag. — O nein! ... Du sagtest ja soeben, daß ich glücklich sei,

weil ich so viel Gutes thun kann. — Ich kann das deshalb, weil ich Königin bin, denn eben dies ist ja das heilige Vorrecht, welches eine Königin vor so vielen anderen Frauen hat. — Glaube mir, Alice, ohne dieses wäre der Purpur schwer."

„So denken aber nicht Alle, die ihn tragen," antwortete Alice.

„Gleichwohl fürchte ich," entgegnete die Königin, „daß ein Jeder, der mit dem Purpur bekleidet ist, sehr oft dessen Schwere fühlt, obschon nicht Alle das Mittel gefunden haben, ihn leichter zu machen. Darüber wäre viel zu sprechen, aber es würde uns in zu weite Betrachtungen führen, und ich bin heute Abend in der Stimmung, daß ich nur Gottes Güte betrachten will, die sich in allen seinen Schöpfungen so herrlich offenbart. Sieh Dich um, meine Freundin, in dieser herrlichen Natur, blicke auf diese in Frühlingspracht prunkende Landschaft und sage, ob das Leben nicht schön ist."

Alice seufzte tief auf, ohne zu antworten.

Die Königin fuhr fort, ohne darauf zu achten:

„Ja, es giebt Augenblicke im Leben, wo wir tiefer als sonst Gottes Güte mit jedem Athemzuge in unser Herz strömen fühlen, wo wir inbrünstig dem Himmel für das danken, was wir genießen, ohne uns über das zu bekümmern, was wir vermissen. Gerade so ist mir

heute Abend zu Muthe, und ich schickte eben ein Dankgebet zum Geber aller guten Gaben. — Aber, Alice... was ist Dir? ... Deine Wange ist bleich, Dein Auge niedergeschlagen ... Du bist nicht heiter, meine liebe Freundin."

„Ich bin schon lange nicht mehr heiter," antwortete Alice, und der weiße Schmelz ihrer schönen Augen ward von einer krystallhellen Feuchtigkeit überzogen, ohne daß sie es selbst bemerkte.

„Lange ... ja, in der That lange," entgegnete die Königin. „Es ist schon beinahe vier Jahre her, denn seit der Zeit, wo Du unsere Insel verließest, habe ich Dich niemals wieder so heiter gesehen, als früher ... aber gleichwohl sehr oft heiterer, als heute Abend."

„Nein ... nicht, seitdem ich in England war," antwortete Alice, aber ihre Gedanken waren dabei gleichsam abwesend.

„Solltest Du vielleicht Dich wieder dahin sehnen?" fragte Philippa.

Alice sprang auf, als ob sie von einer Biene gestochen worden wäre.

„Ich?" rief sie ... „ich sollte mich von meiner Königin hinwegsehnen? ... ich sollte zufrieden leben können, wenn ich nicht mehr in ihrer Nähe sein dürfte?

... Ach, gnädige Frau! ... das kann nicht Euer Ernst sein!“

„Dann bist Du darüber betrübt, daß ich morgen nicht ein Fest gebe,“ sagte die Königin lächelnd.

„Es ist heute Abend mein unglückliches Schicksal, von der Person mißverstanden zu werden, für deren klare Augen meine Seele zeither ein offenes leserliches Buch war,“ rief Alice in einem Tone, der nicht frei von Weinen war und wobei die helle Feuchtigkeit im Auge sich zu einer großen Thräne sammelte, welche, nachdem sie ein paar Secunden in den langen dunkeln Wimpern gehangen, endlich fiel und langsam die schöne, obschon mit Sommersprossen bedeckte Wange hinabrollte.

„Meine gute Alice,“ sagte nun die Königin im Tone inniger Theilnahme und ergriff die Hand des Hoffräuleins, „D u bist es, die m i ch mißversteht. — Merkst Du nicht, daß ich Dich blos ein wenig aufmuntern will? .. Gleich, als ob ich nicht wüßte, daß Du nicht wieder nach England zurückkehren willst! ... Und was das abbestellte Hoffest betrifft, so weiß ich ja ganz gut, daß dasselbe für Dich keinen Glanz haben würde, wenn nicht ein gewisses Augenpaar auf demselben leuchtete, welches heller ist, als die schimmernden Kerzen.“

Eine hohe Röthe flammte hierbei auf Alicens Wange, aber sie antwortete nicht, sondern fuhr sich mit dem mit Spitzen besetzten Tuche über die Stirn, wie um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Und übrigens," hob die Königin wieder an, „wüßte ich kaum, wie wir es machen sollten, ein Fest an meinem Geburtstage zu veranstalten, da wir fast nur Frauen und Jungfrauen hier im Schlosse sind. Alles, was junger Mann heißt, ist ja draußen in jenem verheerenden unglückseligen Kriege und nur so Viele sind dageblieben, als nöthig sind, um unser Leben und unsre Freiheit zu bewahren."

„Ja," seufzte Alice. „Die heilige Jungfrau verleihe unserm König einen baldigen und vollkommenen Sieg über den Feind, damit wieder Friede im Lande werde."

„Nein, meine gute Alice," rief die Königin heftig, „so darfst Du nicht beten, denn da betest Du sündhaft."

„Wie?" fragte Alice und sah die Königin mit ihren großen Augen verwundert an. „Darf ich nicht um Frieden beten?"

„Allerdings darfst Du das, aber nicht um Frieden durch König Erichs Siege. — Weißt Du denn nicht, daß er es ist, der unrecht hat, und dürfen wir wohl

bende unzählige Schaar der Hofleute überzeugen können, daß ich fortwährend glücklich bin, als Dich allein, Dich, die mich viele Mal hat weinen sehen, Dich, die mich die Zeit hat zurückwünschen hören, wo Du und ich, noch ein paar aufwachsende Mädchen, in den königlichen Sälen meines Vaters herumliefen, oder auf den zauberischen Wiesen Albions den Schmetterlingen nachsprangen. Und doch, Alice, ... wenn ich weinte, wenn ich murrte, bin ich undankbar gegen die Vorsehung gewesen. — Ich soll ... ich muß glücklich sein! ... O, Alice! ... laß mich wenigstens heute Abend glauben, daß ich es bin."

Mit diesen Worten warf sie sich in die Arme der Freundin; diese umfaßte sie zärtlich und sagte:

„Du bist glücklich, edle Philippa; denn Du wirst von Millionen Menschen geliebt und Tausende kannst Du, wenn auch nicht glücklich machen, doch wenigstens trösten und erheitern."

„Ja," rief die Königin und stand auf, „das war eine richtige Auffassung meiner Gefühle. So will ich, daß die eine Freundin die andere verstehe ... blos so ist die Freundschaft von edler Natur. Ja, Alice, ich bin glücklich, weil ich so viel Gutes thun kann. — Es ist daher eine unerträgliche Grille von mir, wenn ich klage und weine ... entweder darüber, daß ich nicht

die Seligkeit genieße, Mutter zu sein, oder darüber, daß ich das Herz meines Gatten nicht besitze ... ich sollte doch bedenken, daß ich Königin bin.“

Hier schwieg Philippa, und Alice betrachtete sie mit forschendem Blick. Wenn aber das Erstaunen der jungen Hofdame schon groß war, als die Königin so unvermuthet behauptete, daß sie stets glücklich sei, so ward es noch größer, als bei den Worten, welche soeben über die Lippen der edlen Königin gingen, ihr Antlitz sich gleich blieb — ruhig und von stiller Freude verklärt.

Als sie bemerkte, daß Alice sie betrachtete, fragte sie:

„Weshalb siehst Du mich so forschend an?“

„Verzeih, o Königin,“ antwortete diese; „ich suche in Deinem Angesicht vergebens den Spott, der in Deinen Worten lag.“

„Spott? ... o mein Gott, nein! ... Ich verstehe Dich nicht.“

„Du sagtest, edle Philippa, bei der Aufzählung Dessen, was Du am bittersten vermissest und was für jede vermählte Frau das Theuerste sein muß: „Ich sollte doch bedenken, daß ich Königin bin.“

„Das sagte ich, Alice, aber ich kann Dir heilig versichern, daß darunter kein Spott, keine bittere Anspielung auf meine Stellung als Gattin lag. — O nein! ... Du sagtest ja soeben, daß ich glücklich sei,

weil ich so viel Gutes thun kann. — Ich kann das deshalb, weil ich Königin bin, denn eben dies ist ja das heilige Vorrecht, welches eine Königin vor so vielen anderen Frauen hat. — Glaube mir, Alice, ohne dieses wäre der Purpur schwer."

„So denken aber nicht Alle, die ihn tragen," antwortete Alice.

„Gleichwohl fürchte ich," entgegnete die Königin, „daß ein Jeder, der mit dem Purpur bekleidet ist, sehr oft dessen Schwere fühlt, obschon nicht Alle das Mittel gefunden haben, ihn leichter zu machen. Darüber wäre viel zu sprechen, aber es würde uns in zu weite Betrachtungen führen, und ich bin heute Abend in der Stimmung, daß ich nur Gottes Güte betrachten will, die sich in allen seinen Schöpfungen so herrlich offenbart. Sieh Dich um, meine Freundin, in dieser herrlichen Natur, blicke auf diese in Frühlingspracht prunkende Landschaft und sage, ob das Leben nicht schön ist."

Alice seufzte tief auf, ohne zu antworten.

Die Königin fuhr fort, ohne darauf zu achten:

„Ja, es giebt Augenblicke im Leben, wo wir tiefer als sonst Gottes Güte mit jedem Athemzuge in unser Herz strömen fühlen, wo wir inbrünstig dem Himmel für das danken, was wir genießen, ohne uns über das zu bekümmern, was wir vermissen. Gerade so ist mir

heute Abend zu Muthe, und ich schickte eben ein Dankgebet zum Geber aller guten Gaben. — Aber, Alice ... was ist Dir? ... Deine Wange ist bleich, Dein Auge niedergeschlagen ... Du bist nicht heiter, meine liebe Freundin."

„Ich bin schon lange nicht mehr heiter," antwortete Alice, und der weiße Schmelz ihrer schönen Augen ward von einer krystallhellen Feuchtigkeit überzogen, ohne daß sie es selbst bemerkte.

„Lange ... ja, in der That lange," entgegnete die Königin. „Es ist schon beinahe vier Jahre her, denn seit der Zeit, wo Du unsere Insel verließest, habe ich Dich niemals wieder so heiter gesehen, als früher ... aber gleichwohl sehr oft heiterer, als heute Abend."

„Nein ... nicht, seitdem ich in England war," antwortete Alice, aber ihre Gedanken waren dabei gleichsam abwesend.

„Solltest Du vielleicht Dich wieder dahin sehnen?" fragte Philippa.

Alice sprang auf, als ob sie von einer Biene gestochen worden wäre.

„Ich?" rief sie ... „ich sollte mich von meiner Königin hinwegsehnen? ... ich sollte zufrieden leben können, wenn ich nicht mehr in ihrer Nähe sein dürfte?

... Ach, gnädige Frau! ... das kann nicht Euer Ernst sein!"

„Dann bist Du darüber betrübt, daß ich morgen nicht ein Fest gebe," sagte die Königin lächelnd.

„Es ist heute Abend mein unglückliches Schicksal, von der Person mißverstanden zu werden, für deren klare Augen meine Seele zeither ein offenes leserliches Buch war," rief Alice in einem Tone, der nicht frei von Weinen war und wobei die helle Feuchtigkeit im Auge sich zu einer großen Thräne sammelte, welche, nachdem sie ein paar Secunden in den langen dunkeln Wimpern gehangen, endlich fiel und langsam die schöne, obschon mit Sommersprossen bedeckte Wange hinabrollte.

„Meine gute Alice," sagte nun die Königin im Tone inniger Theilnahme und ergriff die Hand des Hoffräuleins, „Du bist es, die mich mißversteht. — Merkst Du nicht, daß ich Dich blos ein wenig aufmuntern will? .. Gleich, als ob ich nicht wüßte, daß Du nicht wieder nach England zurückkehren willst! ... Und was das abbestellte Hoffest betrifft, so weiß ich ja ganz gut, daß dasselbe für Dich keinen Glanz haben würde, wenn nicht ein gewisses Augenpaar auf demselben leuchtete, welches heller ist, als die schimmernden Kerzen."

Eine hohe Röthe flammte hierbei auf Alicens Wange, aber sie antwortete nicht, sondern fuhr sich mit dem mit Spitzen besetzten Tuche über die Stirn, wie um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Und übrigens," hob die Königin wieder an, „wüßte ich kaum, wie wir es machen sollten, ein Fest an meinem Geburtstage zu veranstalten, da wir fast nur Frauen und Jungfrauen hier im Schlosse sind. Alles, was junger Mann heißt, ist ja draußen in jenem verheerenden unglückseligen Kriege und nur so Viele sind dageblieben, als nöthig sind, um unser Leben und unsre Freiheit zu bewahren."

„Ja," seufzte Alice. „Die heilige Jungfrau verleihe unserm König einen baldigen und vollkommenen Sieg über den Feind, damit wieder Friede im Lande werde."

„Nein, meine gute Alice," rief die Königin heftig, „so darfst Du nicht beten, denn da betest Du sündhaft."

„Wie?" fragte Alice und sah die Königin mit ihren großen Augen verwundert an. „Darf ich nicht um Frieden beten?"

„Allerdings darfst Du das, aber nicht um Frieden durch König Erichs Siege. — Weißt Du denn nicht, daß er es ist, der unrecht hat, und dürfen wir wohl

Gott bitten, eine ungerechte Sache zu fördern? Nein, lieber wollen wir beten, daß die heilige Jungfrau sowohl den König, meinen Gemahl, als auch die Königin Margaretha, unsere hohe Verwandte, erleuchte, damit sie ihr Unrecht einsehen und sich zurückziehen, so lange es noch Zeit ist, denn es sind schon genug Ströme unschuldigen Blutes um ihres Ehrgeizes willen geflossen und ich fürchte, daß einmal am Tage des Gerichts diese große, große Sünde ihnen schwer angerechnet wird."

„Was höre ich? . . . Der Krieg mit Schleswig, der schon das sechste Jahr dauert*), wäre auf der Seite der Dänen nicht rechtmäßig? . . . Aber sind denn nicht die Söhne des verstorbenen Grafen von Holstein der dänischen Krone lehnspflichtig und ist es nicht ihre Mutter, die während der Minderjährigkeit der Söhne in deren Namen eigenmächtig die Fahne des Aufruhrs erhoben hat?"

„Ach, daß dem so wäre, Alice! . . . Dann wäre die Sache Dänemarks nicht ungerechtfertigt und ich

*) Dieser unglückselige, so viele Menschen kostende und für das Land in jeder Hinsicht verderbliche Krieg zwischen Dänemark und Holstein um das Herzogthum Schleswig brach im Jahre 1404 aus und dauerte über dreißig Jahre.

brauchte nicht mit Angst und Beben an die schwere Rechenschaft zu denken, die mein Gemahl dereinst für das Leben so vieler edler Dänen wird geben müssen, die in diesem Feldzuge ihren Tod gefunden.“

„Aber,“ sagte Alice, „ich habe niemals die Ursache oder den eigentlichen Anlaß zu diesem Kriege ergründen können, der schon zwei Jahre vor unserer Hierherkunft begonnen hatte. Man hat mir gesagt, daß die Schleswiger und Holsteiner Unrecht hätten.“

„Dann hat man Dich falsch berichtet,“ sagte die Königin; „selbst König Erich gestand einmal, als er auf guter Laune und seine Zunge mehr als gewöhnlich rührig war, er sähe wohl ein, daß Dänemark eigentlich Nichts mit Schleswig zu thun hätte, da aber die Königin Margaretha diese Provinzen mit Dänemark vereinigen wollte und sich ein- für allemal vorgenommen hätte, das Reich nach dieser Seite hin zu erweitern, so hätte Erich für seinen Theil Nichts dawider.“

„Und sagtest Du ihm nicht, o Königin, wie sündhaft es ist, blos um einer solchen Grille willen Tausende von Menschenleben zu opfern?“

„Kannst Du zweifeln, Alice, daß ich dies sagte? — O, ich sagte Alles, was Rechtsgefühl, Menschenliebe und Religion in diesem Augenblicke mir eingaben, — und dies war viel — sehr viel. Unzählige Mal,

habe ich seitdem in derselben Absicht gesprochen, aber stets vergebens."

„Ich wußte nicht, daß König Erich von Natur so kriegerisch gesinnt wäre, sondern glaubte, er habe blos nothgedrungen das Schwert gezogen."

„Ach, beste Alice ... über diese Sache wäre viel zu sagen; doch ... wir werden ein ander Mal dieses Gespräch fortsetzen. Genug, daß jeder Rechtliebende das Ende dieses blutigen Verheerungskrieges wünschen muß und zwar durch die Siege der Holsteiner, nicht der Dänen; — denn noch ein solcher Sieg wie der, welchen König Erich bei Femern gewann, und seine ewige Seligkeit ist unwiederbringlich dahin." *)

„Ich sollte meinen — wenn es mir gestattet ist, meine einfältige Ansicht auszusprechen —" sagte Alice sanft, „daß es nicht der Sieg, sondern der Mißbrauch des Sieges ist, der dem Sieger Gefahr bringt."

„Du hast Recht, meine Freundin," antwortete die Königin, „aber König Erich ist nicht Held genug, um

*) Man weiß aus der Geschichte, daß, als Erich XIII. die Insel Femern einnahm, er gegen die Ueberwundenen auf eine höchst barbarische Weise verfuhr, indem er den größern Theil der Bevölkerung über die Klinge springen und die übrigen in die Sklaverei schleppen ließ. Auch ließ er seine Leute plündern und die ganze schöne Insel auf's Jämmerlichste verwüsten.

den Siegesrausch ertragen zu können. O, Alice! ... Wenn ich an alle diese Hunderte von Menschen denke, die unschuldig getödtet, oder auf das Grausamste gepeinigt, oder ihres Vermögens, der Freiheit, des Vaterlandes, des Gatten, der Kinder und Angehörigen, mit Einem Worte alles Dessen, was im Leben lieb und theuer ist, beraubt worden, dann ist es vorbei mit der Freude, die ich einige Augenblicke lang empfand und meine Seele, die soeben einen Besuch im Himmel abstattete, kehrt wieder aus demselben zurück, um unter lauter empörenden, herzzerreißenden Erinnerungen zu verweilen."

„So denke nicht daran, edle Philippa! . . . Oder vielmehr kannst Du bei dieser betrübenden Erinnerung den Gedanken, daß Du Königin, nämlich eine gute Königin bist, den lindernden Balsam Deines blutenden Herzens werden lassen. Erinnere Dich, wie Du die verwundeten Gefangenen, um deren mehr als beklagenswerthen Zustand sich Niemand bekümmerte, verbinden und pflegen, wie Du ihnen passende Speisen und gute Betten geben, wie Du sie von Dänemarks Königin grüßen ließest, daß sie sie innig beklagte und über ihr Unglück weinte. — Ach, Philippa, schon das Bewußtsein der warmen Theilnahme einer Königin war für die Unglücklichen ganz sicher ein großer Trost, auch wenn sie nicht unzählige Beweise von dieser eben

so wirksamen, als edlen Theilnahme erhalten hätten. Und welche Messen ließest Du nicht für die Seelen der Ermordeten lesen! ... Und welche Gaben schenktest Du nicht den Kirchen, um das harte Verfahren des Königs zu sühnen! — Philippa! ... Mit einem solchen Herzen wie das Deinige, ist es gewiß ein großes Glück, die Macht einer Königin zu besitzen und die Geldmittel einer Königin, welche aber viele Andere an Deiner Stelle an Thorheiten und Laster verschwenden. Du hast den besten Theil erwählt — den Segen von Tausenden und aber Tausenden."

„Nicht so, Alice, ich bitte, ich beschwöre Dich bei unserer Jugendfreundschaft! — Genug Schmeicheleien muß ich den ganzen Tag von den schmeichelnden, kriechenden Hofleuten anhören; ich glaubte, daß ich, wenn ich mich des Abends dem steifen Hofleben entziehe, um mit meiner einzigen Freundin allein zu sein, die Wahrheit hören würde, nicht solche ausgeschmückte Reden, deren meine Ohren schon längst müde sind." —

„Und was soll ich denn sagen?" rief Alice mit thränenden Augen, während sie von ihrem Platz aufsprang, sich der Königin zu Füßen warf, ihre Hand ergriff und sie an ihre Lippen drückte. „Was soll ich sagen, was Du, edle Seele, nicht für Schmeichelei

ansehen würdest? ... Mich solltest Du doch zu gut kennen, um mir eine solche Niedrigkeit zuzutrauen."

„Beruhige Dich, meine gute Alice," sagte die Königin sanft, indem sie sich niederbeugte und ihre Freundin auf die Stirn küßte; — „ich meinte es nicht böse, denn ich kenne Deine Freundschaft für mich; ich will nur nicht, daß sie blind sei. Aber ... steh' auf und setze Dich wieder an meine Seite. Hier oder an meinem Herzen ist Dein Platz, nicht zu meinen Füßen."

Alice gehorchte und nachdem sie wieder ihren ersten Platz eingenommen, fuhr die Königin fort:

„Du hast also für Deinen Theil Nichts dagegen, daß ich heuer das sonst an meinem Geburtstage gewöhnliche Fest nicht feiern lasse?"

„Ich für meinen Theil freue mich darüber," antwortete Alice, „denn wenn man ein bekümmertes Gemüth hat, kann man an Gesang und Geräusch keinen rechten Gefallen finden. Uebrigens glaube ich, daß ein Jeder diese Einziehung des Festes billigen wird, denn man weiß, wie unsere Königin besonders in diesem letzten Jahre dürftige Witwen und Waisen unterstützt hat, deren Gatten und Väter im Kriege gefallen, und ganz gewiß giebt es Niemanden, der nicht leicht erräth, daß das Geld für die nun wegfallenden Wachskerzen,

Pfeifen, Posaunen und Cymbeln besser und nützlicher angewendet wird."

„Wenn dem so ist, daß man dies vermuthet, so hat man ganz Recht. Ich habe — weißt Du, meine Alice — eine Ahnung, daß die Armen, meine Kinder, wie ich sie nenne, mich morgen werden sehen wollen, um mir zu meinem Geburtstage Glück zu wünschen. Ich habe daher Befehl gegeben, daß man so Viele, als Lust haben, über die Zugbrücke und in den Schloßhof herein lassen soll. Man machte Einwendungen und sprach mancherlei von der Bewachung der Burg, aber ich befahl, daß es so geschehen solle, wie ich wünsche, denn ich glaube nicht, daß ich Etwas vom dänischen Volke zu fürchten habe."

„Aber wenn nun die Königin Margaretha sich dieser bis jetzt ungewöhnlichen Erlaubniß widersetzt?" —

„Das wird sie nicht, die alte Königin hat ihre großen Fehler, aber gegen mich ist sie gut. Ich sprach gestern mit ihr über diesen Gegenstand und bat sie, daß sie als einzige Gabe an meinem Geburtstage mir die Freude gestatten möge, meine Schützlinge um mich zu sehen und sie zu bewirthen! — Ich hoffe, meine gute Alice! ... daß, sobald der König aus diesem un-

glücklichen und unrechtmäßigen Kriege *) zurückkommt, wir ein frohes Fest feiern werden, prächtiger als alle, von welchen jemals diese Mauern wiedergehallt haben. Da soll es an Nichts fehlen, um das Vergnügen und

*) Die Königin Philippa, die so gerecht und gut war, haßte in doppelter Hinsicht diesen holsteinischen Krieg, dessen Ende sie nicht erlebte. Sie verabscheute ihn erstens, weil er für Volk und Land so verderblich war, und dann deshalb, weil dieser Krieg, den Margaretha aus Ehrsucht angestiftet und mit List begonnen, später von Erich nur aus Eitelkeit und Begierde, durch einige Heldenthaten auf das Gemüth des Volkes einzuwirken, fortgesetzt ward; denn Erich war von Anfang an neidisch auf Margaretha, deren natürliche Ueberlegenheit ihn, den an Geist und Verdienst ihr Nachstehenden, in den Banden eines unwillkürlichen Gehorsams gefangen hielt, wie sehr er sich auch davon loszumachen strebte. Aber vergebens hoffte Erich durch einige tapfere Thaten bei dem Volke (nämlich dem dänischen, denn von dem norwegischen wurde er minder geliebt und von dem schwedischen geradezu gehaßt) nur den dritten Theil des Ansehens zu gewinnen, welches Margaretha genoß. Er war ein eben so kleiner Krieger als ungeschickter Regent und die Feldzüge, denen er in Person beiwohnte, fielen meistentheils unglücklich aus. — Für Die, welche entweder mit der Geschichte der damaligen Zeit nicht vertraut sind, oder vielleicht den Anlaß zu dem zwischen Dänemark auf der einen und Schleswig und Holstein auf der andern Seite dreißig Jahre lang andauernden unglücklichen Kriege vergessen haben, dessen Ursache

Wohlbehagen möglichst lange in unsern Sälen festzuhalten. — Du schweigst, Alice! ...“

„Schweigen ... meine Königin! ... und was soll

---

ungefähr dieselbe war, welche jetzt, während wir dies niederschreiben, abermals Dänen und Holsteiner in einen blutigen Kampf hetzt, wollen wir wörtlich das anführen, was Gramberg in seiner „Geschichte der calmarischen Union“ S. 68 und 69 schreibt:

„Margarethens Wunsch, Schleswig dem Königreiche Dänemark einzuverleiben, schien endlich in Erfüllung zu gehen. Schleswig, welches früher eine dänische Provinz war, war unter dem Lehnsrecht dem holsteinischen Hause überlassen worden und sollte nach dem Tode des letzten Inhabers, des Grafen Gerhard, dem ältesten seiner Söhne zufallen. Aber die dänische Regierung bestritt dieses Erbrecht und Margaretha suchte durch sicherere Auswege als die Waffen, sich das Herzogthum zuzueignen. Sie unterzog sich selbst einem Theile der Vormundschaft über die noch jungen Prinzen; sie vermochte deren Mutter, Elisabeth von Braunschweig, ihr mehrere wichtige Ortschaften für vorgestreckte Summen zu überlassen und von diesen Ländereien trat sie verschiedene an das Stift Rypern ab, überzeugt, daß keine Reduction wieder zu nehmen vermochte, was die Geistlichen einmal in ihre Macht bekommen. Betrogen durch die Staatsklugheit der Königin, schenkte Elisabeth ihr ihr ganzes Vertrauen und hatte sich schon verbindlich gemacht, das Schloß Gottorp und die Stadt Schleswig in ihre Obhut zu geben, als die Freundschaft durch einen Zufall unterbrochen wurde, den die Geschichte angiebt, ohne ihn weiter zu erklären. Der Tag

ich anders antworten, als daß Du dann wie sonst thun wirst, was Du willst?“

„So? ... Und Du ahnest nicht den Zweck des Festes und wer die Königin desselben sein wird?“

---

war festgesetzt, Margaretha fand sich ein, um die versprochenen Oerter in Besitz zu nehmen, und um die Andacht zu zeigen, welche selbst unter politischen Ränken in der damaligen Zeit ausgeübt ward, machte sie ein Kreuz auf die Schloßmauer, welches sie küßte, bevor sie in das Schloß hineinging. Alles schien in bester Ordnung zu sein und die Mahlzeit, zu welcher die Herzogin sie einlud, begann in der größten Vertraulichkeit. Unter der Mahlzeit aber schickte die Königin einen ihrer Diener mit einem Auftrage fort und er kam mit der Nachricht zurück, daß der ganze Thurm mit Menschen angefüllt sei. Erschreckt über diese Mittheilung, stand Margarethe vom Tische auf, warf der Herzogin vor, daß sie sie habe betrügen wollen und eilte mit ihrem Gefolge davon.“

Dies geschah gegen das Ende des Jahres 1404 und dieses hier oben beschriebene Gastmahl war das eigentliche Signal zum Anfange eines Krieges, dessen Plan von Anfang an sich in Margarethens Kopfe gebildet und der auch später in dem der Herzogin Elisabeth reifte, als sie sich von der Königin des Nordens auf das Listigste betrogen sah. Um ein ferneres Licht über diese List zu verbreiten, wollen wir aus einem andern Schriftsteller, Rühs, (S. 8) über denselben Vorfall Folgendes anführen:

„Nachdem Herzog Gerhard in der Fehde gegen die Ditmarsen im Jahre 1404 gefallen war, wurden Marga-

„Nein,“ antwortete Alice, aber mit noch größerer Verlegenheit.

---

retha und Erich in einen unglücklichen Krieg verwickelt, der viele Jahre dauerte und die hauptsächlichste Ursache zu dem Unglück ward, welches den Letztern traf. Nach dem Testament, welches Graf Gerhard hinterlassen, sollte seine Gemahlin Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg nebst seinen bewährten Räthen während der Minderjährigkeit der Kinder die Regierung führen, aber sein Bruder Heinrich, Bischof von Osnabrück, behauptete, daß ihm die Vormundschaft zukäme und forderte, daß sie ihm überlassen werde. Um diesen Anspruch abzuwehren, suchte Elisabeth Hilfe bei Dänemark, welches diese ihr auch bewilligte, unter der Bedingung, daß sie König Erich als Obervormund und ihre Söhne als seine Vasallen anerkennen sollte. Nothgedrungen unterwarf sie sich diesem harten Vorschlage. Die Dänen hatten die Absicht, während der Minderjährigkeit festen Fuß in den Schleswigschen Provinzen zu fassen, ein Plan, der noch mehr durch den Geldmangel begünstigt ward, in dem die Herzogin Elisabeth sich befand, denn sie sah sich genöthigt, einen Theil ihrer Schlösser und Burgen zu verpfänden. Aber Margaretha — wir wissen nicht, ob mit Absicht oder aus Zufall — veruneinigte sich mit Elisabeth während einer persönlichen Zusammenkunft in Gottorp. Die Letztere suchte nun andere Bundesgenossen und die Kriegsflamme entzündete sich auf die verheerendste Weise. Die Grafen von Schaumburg und Holstein traten auf Elisabeths Seite.“

Man sieht also, daß der Fehler vom Anfange an auf der Seite Dänemarks, und ganz besonders Margarethens war, deren Begierde, ihr Reich nach allen Seiten hin zu

„Du begreifst heute Abend ungewöhnlich schwer, meine beste Freundin," rief Philippa lachend. „Ich will daher Deinem trägen Fassungsvermögen zu Hilfe kommen und ohne weitere Umschweife rein heraussagen, daß, wenn Knut Stensson Nacht und Tag im Herbste glücklich aus dem Kriege kommt, so feiern wir seine und Deine Hochzeit hier in Kopenhagen. Der König wird mir nicht die Freude verweigern, dieses Fest so prachtvoll als möglich zu machen und was mich betrifft, so denke ich mit Sehnsucht an den Augenblick, wo ich Deine Hand in seine legen und sagen darf: Hütet diese kostbare Blume wohl, Ritter Knut! An einem edleren Herzen, als dem Euren, kann ich sie niemals befestigen."

„Aber er hat mich ja noch niemals begehrt," sagte Alice mit noch niedergeschlagenen Augen, „ich weiß ja nicht einmal, ob er mich liebt."

erweitern, sie von keinem dazu dienenden Mittel zurückschreckte. — Dieselbe Ungerechtigkeit beging sie ja auch an Schweden, wo sie den Versicherungen, die sie in einem ganzen Haufen königlicher Briefe gegeben, entgegen, so viele Schlösser und Festungen in die Hände dänischer, von ihr selbst eingesetzter Vögte gab, und als die Schweden sich darüber beklagten und sich auf ihre Briefe beriefen, antwortete sie spottend: „Hütet Ihr meine Briefe, ich werde Eure Schlösser hüten."

„Das weißt Du nicht? — Eine in der That merkwürdige Behauptung! ... Für wen hat er denn dann volle vier Jahre geseufzt? ... Wen haben seine Augen in den königlichen Sälen, auf der Jagd und beim Lustwandeln gesucht, wenn nicht Dich, die Du stets an meiner Seite warst? Wem hat es einmal gehört, dieses kleine Kreuz von Juwelen und Smaragden, welches der tapfere Ritter an seinem Helm trägt? — Sag'? . . .“

„Du weißt das am Besten, o Königin, weil Du es warst, die die Güte hatte, es mir zu schenken, als wir Beide an einem Sommermorgen vor zwei Jahren im Schloßparke spazieren gingen. Ich hing es sogleich um den Hals an dem schwarzen Bande, welches ich stets trage, aber die Spange schloß vielleicht nicht gut und ich verlor das Kreuz.“

„Welches an demselben Tage von dem Ritter Nacht und Tag gefunden ward,“ fiel die Königin schalkhaft ein.

„Ach,“ seufzte Alice, „ich war so betrübt, es verloren zu haben; — weißt Du noch, wie sehr ich suchte?“

„Und weißt Du auch, wie Du Dich über den Verlust tröstetest, als Du an demselben Abende das verlorene Kleinod an Ritter Knut Stensson's Helm

glänzen und in Anwesenheit des ganzen Hofes von dem Finder tragen sahst?“

„Allerdings, aber ich hätte es doch lieber wiederhaben wollen. — Ein Andenken von meiner theuern Königin . . .“

„Du hast ja eine Menge solcher Andenken an mich,“ unterbrach sie Philippa. „Und überdies hättest Du ja Knut Stensson sagen können, daß das Kreuz Dir gehörte und daß Du es wiederhaben wolltest.“

„Ich wagte es nicht ... oder vielmehr ich schämte mich dessen. Mehrmals war ich schon im Begriff, es zu sagen ... aber allemal hielt ich mich wieder zurück. — Und so behielt es der Ritter endlich, besonders als ich hörte, daß meine Königin nichts dagegen hatte.“

„Nein, meine Freundin, das hatte ich nicht, denn ich dachte, daß Knut Stensson ganz offen und freimüthig handelte, als er den kleinen Schmuck an seinen Helm befestigte und ihn so offen und freimüthig trug. Es war dies eine Huldigung für die Dame seines Herzens, welche mehr als Worte sagte und zugleich ... mit Einem Worte — ich wäre an Deiner Stelle ganz entzückt darüber gewesen, daß das Verlorene in so gute Hände gekommen war. — Und das warst Du auch, Alice, gesteh' es nur.“

„Ja ... ja, ich bekenne, daß ich mich Anfangs

freute, sehr freute über diesen Beweis von Ritter Knuts Liebe, wie ich damals glaubte. Aber später dachte ich: Nur zwei Stunden lang habe ich das Kreuz besessen ... wie konnte er wissen, daß ... daß es jemals mir gehört? ... Unter den Frauen und Jungfrauen am Hofe tragen Mehrere solche Kreuze ... vielleicht glaubte er, es habe einer Andern gehört, als mir ... vielleicht wird er verlegen, wenn ich mich als Eigenthümerin melde. Und deshalb fand ich für gut, es ihm zu lassen, so lange er wollte."

„Du thatest Recht, meinem Rathe zu folgen und Du mußt nicht glauben, daß der Ritter nicht ganz wohl gewußt, was er that, denn ganz gewiß war es ihm schon genug, daß Du einige Stunden lang den Schmuck getragen. Inzwischen ist diese seine Handlung als eine offene Liebeserklärung anzusehen und Schweigen als eine offene Erwiderung seiner Liebe."

„Was? ... Sollte nicht eine andere Erklärung zwischen uns erforderlich sein?"

„Darüber mögt Ihr Beide selbst urtheilen und beschließen. Aber ich sage, daß es eine herzliche Freude sein wird, Herrn Knuts freudige Ueberraschung zu sehen, wenn wir, der König oder auch ich, ihm sagen, daß seine Treue gegen uns, seine Tapferkeit im Felde, so wie alle seine ritterlichen Tugenden ihre Belohnung

dadurch erhalten sollen, daß er das tugendhafte und schöne Mädchen zur Gattin bekommt, nach welcher er so lange geseufzt."

Alice lächelte; — es war ein Lächeln, welches gleichzeitig die innigste Freude und wärmste Dankbarkeit in sich trug.

Die Königin sprach in einem fast begeisterten Tone und je mehr sie sich in ihren Gegenstand vertiefte, desto mehr erglänzten ihre schönen gen Himmel gerichteten Augen, und ihre Wangen glühten und auf den Lippen thronte jenes himmlische Lächeln, welches ihr so eigen war und das, wie das gemeine Volk sagte, ihre Abstammung von den reinen Geistern im Himmel bewies.

„O, Alice," sagte sie, „wie sehr werde ich mich an Deinem Glücke erfreuen! ... Und an der Seite des edlen Knut Stensson mußt Du glücklich werden. Denn wo findet sich denn in der ganzen Welt wahres Glück, wenn nicht in einer innigen, gegenseitigen Liebe, wenn nicht in der gesetzlichen, von der Kirche und der Welt geheiligten Vereinigung mit der Person, die man vor allen geschaffenen Wesen am liebsten hat und für welche man mit Freuden sein Leben opfern würde? ... Aus Liebe zu gehorchen ... aus Liebe zu entsagen und zu entbehren ... aus Liebe sich selbst zu verleugnen

und nur in ihm zu leben, der uns theurer ist, als alles Andere — bei jedem Schritt auf der Bahn des Lebens von seiner Hand gestützt, in der Gefahr von seinem Arm vertheidigt, in Kümmerniß von seiner Stimme aufgeheitert, in Stunden des Zweifels von seinem Verstande erleuchtet zu werden, gegen alle Stürme des Lebens in seinen Armen Schutz zu finden und in seinem beifälligen Blick die reinste Belohnung zu sehen — o! ... wenn dies nicht Seligkeit ist, so giebt es keine Seligkeit unter dem wechselnden Monde."

Mit steigendem Entzücken hatte Philippa gesprochen und mit nicht geringerem Entzücken Alice sie angehört. Nach einer Pause von einigen Secunden sagte die Letztere:

„O, Philippa! ... Welcher Engel vom Himmel hat Dich so die Liebe schildern gelehrt, Dich, die selbst niemals geliebt!"

Die Königin sprang auf und sah verwirrt aus, und mit einem Blick, als ob ihre ganze Seele in diesem Augenblicke abwesend wäre, rief sie heftig:

„Ich habe niemals geliebt!"

„Wenn dem so wäre, so würde ich es wissen," hob Alice wieder an, „denn ich bin ja so glücklich, von dem zartesten Kindesalter an Dein Vertrauen zu besitzen."

Philippa sammelte ihre Gedanken; es war klar, daß es mit Anstrengung geschah, und mit einem ruhigen, fast kalten Blick sagte sie:

„Ich liebe meinen Gemahl.“

„Nein, nein,“ rief Alice und sprang mit der Lebhaftigkeit einer Französin auf, ganz im Gegensatz zu der Abgemessenheit der Bewegung und des Ausdrucks, welche Albion's Töchter sonst bei allen Gelegenheiten zu beobachten pflegen. „Nein,“ fuhr sie fort, „Du liebst König Erich nicht ... sag' nicht, daß Du ihn liebst, denn dies hieße Dein reines Engelwesen erniedrigen. Du gehorchst ihm aus Pflichtgefühl; weil die Vorsehung Dein Schicksal an das seine geknüpft, willst Du ihm alles Gute, was Du kannst, wünschen und thun ... Du opferst ihm Deine Neigungen, Deine Gewohnheiten, Deine liebsten Wünsche, wenn er es verlangt, aber ... ihn lieben — nein, Philippa — das thust Du nicht. — Ein Wesen, das Dir so unähnlich ist, kannst Du nicht lieben.“

„Aber ich habe es doch vor dem Altare des Herrn versprochen,“ sagte Philippa mit bekümmerter Miene.

„Versprochen!“ wiederholte Alice. „Du hast nur versprochen, Deine Pflichten als Gattin zu erfüllen und Du erfüllst sie so, wie kein anderes Weib es thun könnte. Du fügst Dich dem Willen des Kö-

nigs in Allem, was menschlich und mit dem Gewissen vereinbar ist, Du erträgst seine Fehler mit der Geduld eines Engels und bist blind und taub für die Ausbrüche seiner übeln Laune ... Du beschönigst seine Fehler vor dem Volke und suchst nach bestem Vermögen die Spuren der Verheerungen wieder zu verwischen, die er anrichtet — dies, o Königin, thust Du und darüber freuen sich die Heiligen im Himmel, denn dies ist mehr, als was gewöhnliche Menschen auszurichten pflegen, mehr, als Du vor dem Altare der Kirche versprochen. — Aber König Erich lieben... nein, Philippa! ... dazu bist Du nicht geschaffen."

„Aber es gab doch eine Zeit, wo ich ihm hätte Liebe schenken können," seufzte Philippa.

„Ich weiß es," sagte Alice ... „es war kurz nach dem Beilager ... während des Besuchs auf Bjälbo. Ich entsinne mich, wie glücklich Du Dich da träumtest, aber auch, wie kurz der Traum war. Der thörigte König verstand nicht das warme Gefühl, welches Du ihm widmetest, aufzufassen oder zu wahren. — Ach, ach! ... Ganz anders muß der Mann beschaffen sein, der meine edle Philippa verstehen soll."

„Ja ... anders ...!" flüsterte die Königin gedankenvoll und senkte das Kinn auf die Brust nieder.

„Nein," fuhr Alice fort, ohne auf die sichtbare

Gemüthsbewegung ihrer königlichen Freundin Acht zu geben, — „nein, Philippa! ... Die Liebe, die rechte und ächte, so wie Du sie eben schildertest, ist von Gott, deshalb verstehst Du ihre Art, denn Alles, was von Gott ist, kennest und schätzest Du; es spiegelt sich in Deinem reinen Herzen ab, eben so wie der Himmel dort mit seinem prunkenden Abendroth sich in dem klaren Wasser spiegelt; — aber etwas Anderes ist das Wissen, etwas Anderes das Erfahren. In Deiner lebhaften Einbildung allein wird sie Dir beschieden sein, jene getheilte, wechselseitig glücklich machende Liebe, deren Seligkeit Du erst im Himmel erfahren wirst... und nicht einmal dort, denn Du bist von Anfang an zur Heiligen geschaffen und als solche wirst Du ein Mal an der Seite der Mutter Gottes einer andern Liebe theilhaftig werden, die weit verschieden ist von Allem, was der Erde angehört.“

„Nicht so, Alice,“ entgegnete die Königin mit bekümmerter Miene. — „Ich bin ein sündhafter Mensch, wie alle Anderen, und Du begehst eine Todsünde, wenn Du für mich schwärmst, denn Gottes Wort verbietet uns, etwas Anderes anzubeten, als was dem Himmel angehört. — Doch verlassen wir dieses Thema! — Ich wundere mich sehr, was Cäcilia in diesem Augenblicke macht. — Die Stunde, zu welcher sie sich ein=

finden sollte, um meine Befehle zu empfangen, hat schon längst geschlagen."

„Sie macht es ja immer so, die Undankbare," sagte Alice erzürnt. — „Ist dies wohl ein Beweis, daß sie jetzt gehorcht?"

„Ich sollte aber auch aufhören, ihr zu befehlen," sagte die Königin mit wehmüthigem Lächeln.

„Was?... Du rettetest ihr Leben aus der rächenden Hand des erzürnten Abraham Broderson!... Du hobst sie aus dem Staube ... machtest sie aus dem einfachen Bauernmädchen zu Deiner Kammerzofe ... beweisest ihr täglich und stündlich alle Gnade und Huld ... und sie, dieses Ungeheuer des schamlosesten Undanks, sie soll nicht einmal Deinen sanften Befehlen gehorchen wollen — was sage ich, Befehle? ... Nein, Wünsche, sollte ich sagen, denn zu befehlen pflegst Du ja niemals."

„Ich sehe es auch lieber, wenn ich nicht zu befehlen brauche," entgegnete die Königin, „und meistentheils genieße ich das Glück, daß man meinen Wünschen entgegenkommt, ohne daß ich einen Machtspruch geltend zu machen brauche. — Was Cäcilien angeht, so ist das etwas Anderes, ihr Verhältniß zum König macht sie hochmüthig, das arme verblendete Mädchen!"

„Was? ... Du kannst sie noch beklagen!"

„Wie ich jeden Irregeleiteten beklage. — Wenn einmal König Erich sie um einer Andern willen vergißt, und das wird sehr bald geschehen, wird sie mit Reue und Scham einsehen, was sie verbrochen. Vielleicht wird sie dann, wenn sie Trost und Ermuthigung bedarf, sich zu meinen Füßen werfen."

„Und Du würdest sie trösten wollen?"

„Wäre ich wohl sonst eine Christin?"

„O, Philippa!... Du bist groß... ich kann Dich blos bewundern."

„Du kannst mehr, Alice ... Du kannst mir gleichen, wenn das Schicksal — was Gott und die heilige Jungfrau gnädig abwenden mögen! — Dich ein Mal in dieselbe Lage versetzen sollte. — Doch nein! Dir wird ein glücklicheres Loos beschieden sein."

„Ich glaube," sagte Alice, „daß ich ihr würde verzeihen können, die mir eine so schwarze Undankbarkeit bewiesen — aber ... sie trösten, sie gegen ihre eigene Gewissensqual schützen... nein!... nein!..."

„Sag' das nicht, Alice. Auch Du kannst edelmüthig sein."

„Vielleicht könnte ich Deinem Beispiele folgen, Königin," antwortete Alice. „Doch sage mir, ob Du begreifen kannst, wie es möglich ist, so zu handeln, wie

die Königin Helvig that, die Gemahlin Waldemar's Atterdag und Mutter unserer großen Margaretha."

„Ach, Alice'," rief die Königin, „erzähle mir Etwas davon. Wohl habe ich von dem Vorfalle mit Helvig und der kleinen Tove, die im Bade verbrannte, sprechen hören, aber ich habe niemals den richtigen Zusammenhang erfahren, weil man sagt, man könne darüber nur zu flüstern wagen, so lange die Königin noch lebt, die eine Tochter dieses wunderlichen Königspaares ist. Denn wunderlich müssen sie gewesen sein, sowohl Waldemar als seine Gemahlin ... und eine schauerliche Geschichte muß es mit der kleinen Tove gewesen sein. — Ach, erzähle, erzähle, gute Alice. Ich weiß, daß Frau Gunild Dir diese Sage erzählt hat."

„Aber es ist keine Sage, gute Philippa, es ist ein wirklicher Vorfall, der sich vor noch nicht sechzig Jahren zugetragen und zwar gerade hier in Dänemark."

Die Königin Philippa hörte mit großem Interesse zu; es schien, als ob sie mit Vergnügen die Gelegenheit ergriffe, von einem Gegenstande abzukommen, der ihr so eben größere Verlegenheit bereitet, als sie sich selbst gestehen wollte. Alice sah — vielleicht ebenfalls von dem Wunsche beseelt, gewisse Gedanken zu verscheuchen, die sie fortwährend beschäftigten — mit Freuden die Begier der Königin, zu hören, was sie,

das Hoffräulein, so lange zu erfahren gewünscht, aber erst neulich von einer der Hoffrauen in vollständigem Zusammenhange gehört hatte.

„Es war mit König Waldemar dem Großen, von dem dänischen Volke Atterdag (Wiedertag) deshalb genannt, weil er die früher so unglückliche Lage der Nation verbesserte und sie aus Unterdrücktheit und Armuth zu Ansehen und Wohlhabenheit erhob, obschon er in vieler Hinsicht ein schlechter Mensch war, der, um seinen Zweck zu erreichen, vor keinem Mittel, selbst nicht vor dem abscheulichsten, zurückbebte — es war, sage ich, mit ihm und seiner Gemahlin Helvig, Herzogin von Holstein, wie es mit fäst allen, wenigstens den meisten fürstlichen Personen ist, daß die Staatsklugheit und nicht die Liebe sie als Ehegatten zusammenführt, obschon ihre Herzen einander fremd sind und es bisweilen auch bleiben. Helvig war eine harte, rachgierige und auf ihre Würde als Königin sehr eifersüchtige Frau, Waldemar ein grausamer König und ein untreuer Ehemann. Auch die Königin suchte, wie man sagt, bei dem schönen und liebenswürdigen Ritter Folkvard Lovmanson Trost für den Schmerz einer unglücklichen Ehe.“

„Davon habe ich schon erzählen hören,“ sagte Philippa, „aber ich habe niemals mir erklären können,

weshalb der schöne Folkvard den Beinamen Lovmanson hatte."

„Das habe ich von Frau Gunild erfahren," sagte Alice. — „Das Volk ist gewohnt, auf seine eigene einfache, aber sinnreiche Weise einen Jeden zu bezeichnen, der für dasselbe irgend eine besondere Bedeutung erlangt. Ritter Folkvard ward Lovmanson, was im Dänischen Richtersohn bedeutet, deshalb genannt, weil sein Vater hier zu Lande Richter war."

„Ach," sagte Philippa, „das hätte ich mir denken können."

„Und gleichwohl," fiel Alice ein, „werde ich niemals so wie Du, Königin, diese dänische Sprache lernen, die allerdings in vielen Worten Aehnlichkeit mit unserer englischen hat, aber doch, im Ganzen genommen, davon so verschieden ist."

„Fahre fort, meine Liebe," bat Philippa.

„Nun hatte," hob Alice wieder an, „schon zu Anfange von Waldemar's und Helvig's Zusammenleben ein fremder junger Ritter sich am dänischen Hofe eingefunden. Er hieß Podebusch, glaube ich, und war, wenn ich nicht irre, aus Pommern. Dieser Podebusch war ein munterer, nach Hofgunst jagender und nicht sehr ritterlich gesinnter Mann, trotz der goldenen Sporen, die er trug. Das ging schon aus seinem

Bemühen hervor, seine schöne Schwester an König Waldemar zu verschachern. Diese Schwester war Jungfrau Tove, das reizendste Mädchen, welches bis jetzt innerhalb der Grenzen von Dänemark gesehen worden; gleichwohl scheint sie, wie auch ihre Handlungsweise bestätigt, auf ihren guten Ruf nicht sehr bedacht gewesen zu sein, weil sie, obschon die vornehmste unter den Hofdamen der Königin Helvig, sich verleiten ließ, König Waldemar's Zuhälterin zu werden. Wohlan, die kleine Tove lebte am Hofe und Alles war eine Zeitlang gut, aber bald ward der Argwohn der Königin durch die sichtbare Huldigung erweckt, welche König Waldemar dem schönen Hoffräulein widmete. Auch soll Tove von ihrem Bruder, der, um von Waldemar eine Auszeichnung nach der andern zu erhalten, heimlich mit ihr einverstanden war, so daß sie mit des Ritters Erlaubniß dem Könige zugehörte, zur Frechheit aufgemuntert worden sein, so daß sie sich Nichts aus Dem machte, was sowohl der Hof als das Volk zu flüstern anfing. Man sagt sogar, daß sie während eines Tanzes hier auf dem Schlosse, wo die Königin ihr ihr freies und nichts weniger als sittsames Benehmen verwies, eine höchst unverschämte Antwort gab, welche Helvig, stolz und rachgierig, wie sie von Natur war, aber für den Augenblick zu ohnmächtig, um sich

zu rächen, in ihrem Herzen bis zu einer gelegeneren Zeit wohl bewahrte."

„Ach!... Ich zittere schon," seufzte Philippa.

„Man erzählt auch," fuhr Alice fort, „daß — es mag nun bei demselben Feste oder bei einem andern gewesen sein — die Königin Helvig auf dem Söller stand, während der Tanz unten auf dem Burghofe vor sich ging, denn es war zur Sommerzeit und man tanzte unter freiem Himmel, wie dies jetzt noch hier in Dänemark zuweilen gebräuchlich ist. Es war schon etwas dunkel und König Waldemar hatte sich aus dem Gewimmel mit der kleinen Tove auf denselben Söller oder Altan, wie man es jetzt gewöhnlicher nennt, zurückgezogen. Da sollen die Beiden eine Menge Dinge über ihre Liebe geflüstert haben, obschon ich nicht mit einem so heiligen Namen ein so unreines Gefühl bezeichnen möchte."

„Ganz recht," fiel Philippa ein, die in diesem Punkte dieselbe Ansicht hatte, wie ihre Freundin. — „Eine Neigung, die nicht von der Kirche gesegnet werden kann, darf nicht Liebe genannt werden." — Hierbei seufzte sie schwer, obschon es Alice nicht bemerkte.

„Bei derselben Gelegenheit," hob die Erzählerin wieder an, „soll Waldemar der kleinen Tove ein paar kostbare Armbänder geschenkt haben, die er ihr selbst

umband, wobei er ihr versicherte, daß selbst Dänemarks Königin nicht ein paar kostbarere trüge, sowie, daß er wünsche, diese Königin läge auf der Todtenbahre und er könne die kleine Tove zur Gemahlin nehmen, weil sie um ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit willen weit besser zur Königin paßte, als die minder hübsche Helvig mit ihren steifen und hochmüthigen Geberden, für welche er niemals Liebe gehegt und niemals hegen könne."

„Arme Königin, die mit ihren eigenen Ohren das Gift dieser Worte einsaugen mußte," seufzte Philippa. „In diesem Augenblicke verdiente sie doch Mitleiden."

„Ganz gewiß," antwortete das Hoffräulein, „denn sie war doch Waldemars von Gott geweihte Gattin und Mutter seines Sohnes, des Prinzen Christoph, der ganz jung starb, eben so wie sie kurz nach dem eben erzählten Vorfalle ihrem Gemahl eine Tochter, Ingebork, schenkte, dieselbe, die später mit dem Herzog von Mecklenburg vermählt ward und Großmutter Deines Gemahls, Königs Erich, war."

„Ich weiß es," sagte Philippa. „Aber was that nun Helvig?"

„Vor der Hand Nichts. Sie schloß den Haß in ihr Herz ein, so wie man den schäumenden Meth in

ein wohlverschlossenes Gefäß einschließt. Als aber der König einige Monate darauf in's Feld zog, führte Helvig ihren entsetzlichen Racheplan aus. Sie befahl nämlich eines Tages ihrer Hofdirne Tove, ihr hinunter in die Badestube zu folgen, wo Tove mit der Königin ganz allein sie als Badewärterin bedienen mußte. Als die Königin sich nun gebadet hatte und wieder angekleidet war, sagte sie, sie wolle ihrer Hofdirne denselben Dienst erzeigen. Tove dankte natürlich und verbat sich diese Gnade um so mehr, als sie ein böses Gewissen hatte und daher die Königin fürchtete. Aber das half Nichts. Die Königin schlich sich endlich hinaus und sperrte die Thür mit Schloß und Riegel zu, während sie die Schlüssel mit sich nahm und beim Hinausgehen den Leuten, welche heizten, befahl, die Badestube so heiß zu machen, als sie nur könnten. Die Diener gehorchten und machten ein fürchterliches Feuer in dem Ofen, so daß es in der Badestube weit heißer ward, als ein lebendes Wesen es aushalten konnte. Anfangs wußte Niemand, daß die kleine Tove darin wäre, denn man hatte ihr Weinen und Jammern nicht gehört. Endlich aber begann sie ein so fürchterliches Geschrei zu erheben, daß man es weit umher hörte, aber die Thür war verschlossen und es konnte daher Niemand hinein oder heraus. Man sagt,

es sei Jemand zur Königin hinaufgeeilt und habe sie gebeten, die Schlüssel zur Badestube herzugeben, aber sie habe gesagt, sie wüßte nicht, wo sie sie hingelegt, und gethan, als ob sie sie suche. Als man endlich beschloß, die Badstubenthür aufzubrechen, war die kleine Tove schon todt. Dies geschah auf dem Schlosse Wisingborg.“*)

„Ja, bei allen Heiligen!“ rief Philippa schaudernd, „ich habe Etwas davon gehört, obschon nicht so ausführlich wie jetzt. — Aber was sagte denn König Waldemar, als er das entsetzliche Schicksal seiner kleinen Tove erfuhr?“

„Er ward sehr zornig und hielt eine strenge Untersuchung, wohin das schöne Hoffräulein gekommen. Niemand wollte im Anfange ordentlich antworten ... Alles zitterte und sah erschreckt aus. Als aber der König anfing, zu rasen und zu drohen und man wohl wußte, wie entsetzlich grausam er in seinem Zorne werden konnte, so sah man sich genöthigt, Bescheid zu geben, und es kam Alles auf die Königin, als auf die, welche am Besten zu erzählen wüßte, wie Alles zuge-

*) Jedes Wort der Erzählung dieses Vorfalles ist geschichtlich. Er ist in verschiedenen Aufzeichnungen aus dem vierzehnten Jahrhunderte zu lesen und das Volkslied verewigt ihn bis auf die späteste Nachwelt.

gangen, weil — man mußte das hinzufügen — sie allein an dem Unglücke schuld war. Waldemar, der von Anfange an geahnt, daß irgend ein großes Unglück geschehen sei und gerade durch den rachsüchtigen Charakter der Königin, stürzte wüthend zu Helvig hinein und zwang ihr ein offenes Bekenntniß der Wahrheit ab.“

„Hu!“ sagte Philippa. „Jetzt zittere ich um Helvig's willen. War das nicht damals, wo sie der König zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilte?“

„Nein, dies war später. Die Strafe für den Mord der kleinen Tove war die, daß sie niemals wieder die goldene Königskrone öffentlich tragen durfte, eben so wie der König sich in so weit von ihr trennte, daß sie wohl auf dem Schlosse wohnen blieb, aber ihre besondern Zimmer bekam, dem König niemals wieder vor die Augen kommen und eben so wenig an öffentlichen Zusammenkünften oder Festen des Hofes Theil nehmen durfte. — Natürlich mußte dieses Urtheil sie hart niederdrücken, aber mir scheint es dennoch,“ setzte Alice hinzu, „daß dies eine gelinde Strafe für eine so grausame That war.“

„Gelind? ... Was denkst Du? ... Von ihrem Gemahl verstoßen ... aus seiner Nähe verbannt ... für unwürdig erklärt, die Krone zu tragen! ... Ach,

Alice, war das nicht ein hartes Loos für die Gattin sowohl als für die Königin?“

„Aber mein Gott! ... Philippa! ... Du wirst doch nicht Helvig's grausame That vertheidigen wollen?“

„Die Heiligen mögen mich davor bewahren! ... Ich denke im Gegentheil, daß sie gegen ihre wehrlose Feindin wie ein wildes Thier verfuhr.“

„So habe ich auch immer gedacht,“ meinte Alice. „Sie hätte ja Tove vom Hofe verbannen, sie in ein fremdes Land schicken können.“

„Allerdings, aber was sie dabei gewonnen hätte, läßt sich nicht bestimmen.“

„Nun, sie wäre die freche Dirne doch losgeworden.“

„Ja, aber blos um sich eben so sehr den Zorn des Königs zuzuziehen und ihn später eine Andere an die Stelle der Fortgejagten setzen zu sehen.“

„Dies wäre doch menschlich gehandelt gewesen, gute Königin.“

„Gewiß wäre es sowohl menschlich, als auch verzeihlich gewesen. Aber klug wäre es gewesen, Tove's Anblick zu ertragen und sie neben sich zu dulden, wie viel Ueberwindung es auch gekostet haben möchte.“

„Ja, klug, gute Philippa ... aber auch übermenschlich.“

„Uebermenschlich! ... So sprichst Du, Alice!

— Wie manche Königin und Edelfrau ... ja ... ich glaube sogar manche bürgerliche Hausfrau — muß so Etwas dulden! — Wie thu' ich mit Cäcilien? — O, glaube mir, meine Freundin, man kann sehr viel, wenn man seinen Beistand von Oben holt."

„Ja, Du, o Königin, kannst Alles, was edel und gut ist, und eine Geduld, wie die Deinige, kann selbst ein Engel nicht haben."

„Alice, ich verbiete Dir bei Verlust meiner Freundschaft, so blind über mich zu urtheilen. Was ist es denn eigentlich, was ich ertrage? ... Dann und wann die üble Laune des Königs. — Darein muß sich ja jede verheirathete Frau finden. Wohl ist es angenehm und eine Ehe nach Gottes Willen, wenn wechselseitige Liebe die Gatten vereinigt, aber man darf deswegen nicht erwarten, daß der Mann mit seinen vielen Sorgen — denn solche hat er doch zu Tausenden, er sei nun König oder Tagelöhner — beständig auf gleichmäßiger und heiterer Laune sei. — Und dann ist noch König Erich's Leichtsinn, worüber ich mich im Anfange sehr kränkte ... aber jetzt ... man gewöhnt sich an Alles, selbst an das Schlimmste. Und seine Achtung genieße ich ja in reichem Maße, davon habe ich so viele Beweise. Dies, meine Alice, tröstet mich doch etwas, da ich seine Liebe nicht gewinnen kann."

„Gerade dies,“ sagte Alice, „beweis't am Besten, daß König Erich weit entfernt ist, des Glückes, eine solche Königin, wie Du bist, zu besitzen, würdig zu sein. Du hast alle die Eigenschaften, welche verlangt werden, um sich Liebe zu erwerben ... und er kann Dich nur hochachten!“

„Aber es ist doch Etwas, Alice, und ich bitte die Heiligen, mich zu bewahren, daß ich nicht den Tag erlebe, wo ich, wie Helvig, die Achtung meines Gemahls verwirken könnte; der schnellste Weg dazu — glaube mir dies, beste Alice, — wäre, wenn ich mich auf irgend eine Weise an Cäcilien für den Kummer rächte, den sie mir verursacht. — Nein ... ich überlasse sie der früher oder später kommenden Strafe ihres eigenen Gewissens ... und der König wird mir vielleicht noch ein Mal Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

„Ja, dann ist es zu spät. Inzwischen mußt Du doch seine Gattin sein.“

„Ha!“ rief Philippa und sprang auf, „da hast Du die Saite meines Herzens angeschlagen, welche den wehmüthigsten Ton erklingen läßt. Darin liegt eben das Bittere. Dürfte ich blos Erich's Freundin sein!... seine Rathgeberin ... die zärtliche Theilnehmerin an allen seinen Sorgen um des Reiches Wohl ... blos Dies, Alice!“

„Ich verstehe Dich, Philippa, denn ich bin gewohnt, jeden Gedanken in Deiner Seele zu lesen.“

„Und dann ... Alice! ... Was mich über alle Kümmernisse trösten würde, wäre, ein Kind zu haben, mit welchem ich plaudern könnte, ein unschuldiges Wesen, in dessen Augen ich meinen eigenen Blick spiegeln könnte ... in dessen Brust ich mein eignes Herz schlagen fühlte ... doch — nun kommt wieder die sündige Ungeduld ... und, ich sagte ja nur erst, daß ich so zufrieden... so glücklich wäre. — Ja, Alice — ich muß glücklich sein, denn... ich will es sein.“

„Es ist aber doch, wie mir scheint, kein sündhafter Wunsch, den Du jetzt aussprachst, o Königin,“ sagte Alice, „besonders da er von Deinem Gemahl getheilt wird. Vielleicht wäre er Dir in jeder Hinsicht mehr geneigt, wenn Du so glücklich wärest, ihm einen Thronerben schenken zu können. — Doch... wir wollen hoffen, daß die heilige Jungfrau endlich Deine frommen Bitten erhören wird.“

„Ja, auf sie allein, auf sie, die selbst Mutter war, setze ich mein ganzes Vertrauen. Sie wird mein Gebet erhören, wenn sie es für gut findet, und thut sie dies nicht, so kann ich als gewiß annehmen, daß es weder für mich noch für Andere gut und heilsam wäre.“

„Du bist immer fromm, immer ergeben, Philippa! — Könnte ich nur in allen Verhältnissen des Lebens Dich zum Muster nehmen!“

„Und nun, meine gute Alice,“ sagte Philippa, „möchtest Du wohl die Geschichte von der Königin Helvig zu Ende erzählen.“

„Wohlan,“ sagte Alice. „Einige Monate nach Tove's Tode war der König auf Nyborg, gefolgt von mehrern vertrauten Hofleuten, unter diesen auch Ritter Podebusch, welcher, obschon er um seiner Schwester willen, der Königin Helvig so gram war, daß er sie gern ermordet hätte, gleichwohl seine Wuth zügeln und auf eine passendere Gelegenheit zur Rache warten mußte. Der König sprach eines Tages bei Tische von dem schönen und stattlichen Ritter Folkvard Lovmanson, dem Hofknappen der Königin Helvig, und meinte, es sei doch sonderbar, wie dieser von allen Frauen wohlgelitten sei — ja von den meisten gesucht werde. Ein solches Glück in Bezug auf Frauengunst, meinte der König, hätte weder er, noch einer der Anwesenden. Aber da empfand Ritter Podebusch eine heimliche Schadenfreude, denn er meinte, daß jetzt, gerade jetzt der rechte Augenblick sei, dem von ihm schon längst gehaßten Lovmanson und noch mehr der Königin Helvig zu schaden, deren Unglück — das sah man wohl

ein — fertig war, wenn er blos den König dahin bringen konnte, an die Geschichte zu glauben, die er, Podebusch, vorzubringen beabsichtigte. Er hustete daher etwas zweideutig und meinte, daß er es sich recht gut erklären könne, wie es mit Folkvard Lovmanson's Frauengunst zuginge. — „Wie so?“ fragte der König. „Nun,“ sagte Podebusch, „alle Frauen am Hofe sind es wohl nicht, bei welchen Folkvard in so großer Gunst steht, aber die übrigen müssen ja beistimmen, wenn die vornehmste Etwas sagt, und auf diese Weise wird Folkvard in dem Zimmer der Hoffrauen ein Gott, sie mögen es nun glauben oder nicht.“ — „Wie?“ rief der König und ward scharlachroth, „Du sagst, daß...“ — „Ich sage Nichts, großer König,“ antwortete Podebusch und stürzte den Inhalt des Weinbechers hinunter, der vor ihm stand. Aber der König war nachdenklich und wortkarg während des ganzen noch übrigen Mahles, und als es zu Ende war, ließ er Podebusch allein vor sich rufen und fragte ihn, was er mit seinen zweideutigen Worten bei Tische habe sagen wollen. — „Nichts weiter, Herr König,“ antwortete Podebusch, „als was Alle wissen. Solltet Ihr wohl der Einzige sein, der nicht bemerkt, daß die Königin Helvig an Folkvard Lovmanson absonderlichen Wohlgefallen findet?“ — Er begann nun dem Könige

so viel Schlechtes über dieses Verhältniß vorzureden, daß dieser, außer sich vor Wuth, Folkvard sogleich holen ließ. Als dieser kam, überhäufte ihn der König mit den bittersten Vorwürfen in Bezug auf sein Verhältniß zur Königin. Der Ritter, dadurch gekränkt, wollte sich vertheidigen und meinte, er sei ganz unschuldig, aber Waldemar wollte Nichts davon hören, sondern ließ ihn vom Kopf bis zum Fuß in schwere Fesseln schlagen und in ein finsteres Gefängniß setzen. — Aber die Königin, die, als Folkvard so schleunig zum Könige gerufen ward, Verdacht schöpfte, ließ durch ihre Kundschafter forschen, wie die Sache sich verhielte. Diese brachten ihr die Nachricht, daß Ritter Folkvard in schwere Fesseln geschmiedet, auf Nyborg sitze und daß der König die Absicht habe, ihn ohne weitere Untersuchung und Urtheil tödten zu lassen. — Da gerieth die Königin Helvig in Verzweiflung; sie achtete nicht auf das Verbot ihres Herrn, ihm jemals wieder vor die Augen zu kommen, sie dachte an Nichts als an die Gefahr, in der ihr Günstling schwebte. Ohne einen Augenblick zu versäumen, ließ sie ihren Zelter satteln und ritt, von einigen Hofleuten gefolgt, nach Nyborg, wo sie noch Zeit genug anzukommen hoffte, um sich dem Könige zu Füßen zu werfen und um Schonung für Folkvard zu bitten. Aber der grausame

Waldemar war in Ausführung seines Beschlusses rascher als Jemand vermuthen konnte. Als die Königin anlangte, war der junge, stattliche und tapfere Ritter schon todt."

„Und auf welche Weise war er hingerichtet worden?"

„O, auf die entsetzlichste von allen — durch die Nageltonne."

Alice hielt schaudernd die Hand vor die Augen und die Königin bekreuzte sich und sagte:

„Mögen uns die himmlischen Heerschaaren vor solchen fürchterlichen Dingen bewahren! Es sind doch entsetzliche Strafen, die man hier zu Lande hat. — Ja, sie sind mehr als entsetzlich. Wäre ich oberster Herrscher hier, so sollten alle solche Strafen abgeschafft und nur das Enthaupten mit dem Schwert beibehalten werden, da man darauf besteht, daß es eine Todesstrafe geben müsse. Es ist furchtbar, wenn man bedenkt, wie der eine Mensch zum Tiger werden und den andern zerfleischen kann, was sich vor Gottes Richterstuhl doch niemals verantworten läßt. — Aber was that nun Königin Helvig?"

„Als sie Folkvard's blutiger und entstellter Leiche begegnete, die man hoch auf einer Bahre daher trug," sagte Alice, „stierte sie dieselbe mit Augen an, die eine

beinahe wahnsinnige Verzweiflung ausdrückten. Ohne ein Wort zu sagen, ohne eine Thräne zu vergießen, ohne einen Laut von sich zu geben, stellte sie sich an die Spitze des Zuges, der den unschuldig zu Tode Gequälten zu Grabe brachte. Denn unschuldig war Folkvard gestorben, darauf hatte er laut und mit der Hand auf der Brust Himmel und Erde zum Zeugen angerufen, ehe er in die Nageltonne kroch. Man spricht nicht gern die Unwahrheit, wenn man am Rande des Grabes steht, um vor dem ewigen Richter zu erscheinen."

„Aber," sagte Philippa, „es sah doch ganz so aus, als ob die Königin ihn liebte."

„Es sah so aus und es kann auch so gewesen sein," hob Alice wieder an, „aber deswegen brauchte ihr Gefühl nicht ein solches zu sein, was man verbrecherisch nennt. Folkvard diente ihr treu, erfüllte alle ihre Wünsche mit jenem ritterlichen Eifer, der — Du weißt das selbst — auch noch heutzutage bei rechtschaffenen Rittern gefunden wird — und widmete ihr jene stumme Anbetung, welche für alle Fehler blind, nur die Verdienste tausendmal vergrößert sieht. Daß Helvig seine Tugenden, seine Ritterlichkeit, seine Männlichkeit und Schönheit schätzte, können wir ihr verzeihen, aber Gott, vor dessen Richterstuhle sie nun schon

längst erschienen, weiß allein, von welcher Art ihre Gefühle waren.“

„Und wie nahm König Waldemar die offenbare Huldigung auf, die sie dem Andenken des Verstorbenen widmete?“

„Sehr übel, und dies um so mehr, als sie sich auf das Grab setzte, in welches er gesenkt worden und sich weigerte, dasselbe zu verlassen oder Speise und Trank anzunehmen. Tausend feine Mark Gold soll sie der Kirche geschenkt haben, um dafür Seelenmessen für den Hingerichteten zu lesen.“

„Tausend Mark! ... Das war eine gewaltige Summe — aber was that nun König Waldemar?“

„Er ließ, als mehrere Tage und Nächte vergangen waren, ohne daß Helvig das Grab verlassen wollte, sie mit Gewalt davon wegholen und nach dem Schloß Söborg führen, wo sie als Gefangene betrachtet ward. Hier gebar sie Margaretha, die hohe Verwandte Deines Gemahls, und hier beschloß sie ihre Tage in Kummer und Schwermuth.“

„Ich habe gehört,“ sagte Philippa, „daß sie in der Gefangenschaft gestorben sein soll.“

„Arme Frau,“ seufzte Alice, „einen Seufzer des Mitleids war sie doch werth, obschon sie bös war, so lange sie noch Macht hatte, es zu sein.“

„Sie war mehr werth, als einen Seufzer,“ sagte die gute Philippa, „denn sie war doch eine der unglücklichsten Königinnen von Dänemark. Vermählt ohne eigne Wahl — (nun, das sind wir ja Alle) — von ihrem Gemahl mit Kaltsinn, zuweilen mit Verachtung behandelt, von einem andern Weibe, das er liebte, gereizt und — vielleicht nicht von Kindheit an in den sanften Lehren der heiligen Kirche erzogen, ließ sie sich zu einer Handlung der Selbstrache hinreißen, deren Erinnerung sie während ihres ganzen noch übrigen Lebens wie ein Gespenst, Tag und Nacht, im Wachen und im Träumen, verfolgt haben mußte. Und dabei zu wissen, daß ein edler Ritter um ihretwillen einen so jammervollen Tod erlitten, so wie endlich — was das Schrecklichste von Allem ist — von ihren Kindern getrennt zu sein ... sie nicht erziehen ... ja nicht einmal sehen zu dürfen ... o, sie war sehr unglücklich, die arme, arme Helvig, besonders wenn man dabei noch bedenkt, daß sie auf Lebenszeit ihrer Freiheit beraubt war.“

„Es kommt Jemand die Treppe herauf,“ sagte Alice, „ich höre deutlich Tritte, die sich dem Altane nähern.“

„Es ist Cäcilia,“ antwortete die Königin, „ich höre es an dem leichten, raschen Gange.“

Im nächsten Augenblicke stand die zur Kammerzofe umgewandelte Bauerndirne vor der Königin, in die Tracht gekleidet, die gewöhnlich von den aufwartenden Dirnen am Hofe der Königin getragen ward. — Sie bestand aus einem langen, etwas engen Kleide von zwischen Roth und Violett spielendem Zeuge und einer kurzen, engen Tunika darüber, oder vielmehr einer Art Jacke, jedoch ohne Aermel, von gelbem Sammt mit grünem dergleichen besetzt. Das schöne blonde Haar war vorn gescheitelt und fiel in zwei Flechten über die Schläfe herunter, und auf dem hinteren Theile des Kopfes saß ein Hütchen oder vielmehr eine kleine flache Mütze von mit Silber durchwirktem Seidenzeuge, die dem schönen Kopfe ein höchst schmuckes und einnehmendes Ansehen gab.

Obschon Cäcilia die Königin mit einer tiefen Verbeugung begrüßte, so lag doch in ihrem ganzen Wesen keine eigentliche Demuth, denn ihr Blick hatte etwas Dreistes und ihre Miene etwas Selbstzufriedenes, was einen höchst widerlichen Eindruck machte, obschon die Gestalt an und für sich ganz schön anzuschauen war. Alice ward sichtbar unwillig, als sie die schwedische Dirne anblickte, und für sie, die gewohnt war, in den Augen der Königin jede Bewegung zu lesen, die in ihrem Gemüth vorging, war es ganz deutlich, daß selbst

auf die edle, selbstverleugnende Monarchin der Anblick der dreisten Dirne einen unbehaglichen Eindruck machte; aber Philippa ermannte sich bald, glättete jede Falte ihres schönen Angesichts und sagte mit ruhiger Würde: „Wo bist Du gewesen, Cäcilia?"

„Ich bin draußen gewesen und im Grünen ein wenig gelustwandelt," antwortete Cäcilia ganz freimüthig.

„Hast Du nicht die Uhr auf dem Thurm Neun schlagen hören?"

„Nein, wahrlich, ich habe es nicht gehört," antwortete Cäcilia.

„Das ist keine Entschuldigung für das Ausbleiben einer ganzen Stunde," fiel Alice ein, die nicht länger im Stande war, sich zu beherrschen. „So bedient man weder eine Königin, noch sonst Jemanden, dem man Gehorsam schuldig ist."

Aber Cäcilia warf auf Alice einen zornigen Blick, legte trotzig den Kopf zurück und antwortete spöttisch:

„Der Jungfrau Alice wenigstens diene ich nicht."

„Und von diesem Augenblicke an mir eben so wenig," fiel die Königin in ruhigem, aber bestimmtem Tone ein; „eben so wenig mir, dafern Du es nicht selbst willst. Ich liebe es nicht, Jemanden mir aus Zwang oder ungern dienen zu sehen. In Dänemark,

Norwegen und Schweden giebt es überdies Dirnen genug, die gern in meinen Dienst werden treten wollen, sobald Du denselben verläßt."

Cäcilia stierte die Königin an, als ob sie sie nicht verstanden hätte. Sie wußte nicht, ob sie ihre Worte für einen förmlichen Abschied oder einen bloßen Verweis nehmen sollte. Endlich sagte sie langsam:

„Euer Gnaden verstößt mich also?"

„Nein, Cäcilia," antwortete die Königin sanft, „das thue ich niemals. Ich habe Dich in meinen Schutz genommen, Mädchen, und diesen sollst Du genießen, so lange Du es begehrst. Aber Dich zwingen, mir zu dienen, kann ich weder, noch will ich es, denn Du bist ein freier Mensch und bist nur mit Deiner eigenen Bewilligung in meinen Dienst getreten. So lange Du diesen Dienst inne hast oder mit andern Worten, so lange Du Willens bist, mich als Zofe zu bedienen, mußt Du die zwischen uns bestimmten Stunden einhalten; aber bist Du dessen überdrüssig, so sage es mir ganz offen, damit ich eine Andere an Deiner Stelle annehmen kann. Von diesem Augenblicke steht es Dir frei, entweder hier auf dem Schlosse zu verweilen und den Schutz zu genießen, den ich Dir ein= für allemal versprochen, oder auch auf andere Weise Dein Brot zu suchen. Aber vergiß nicht, Mädchen, daß Du,

in welche Lage Du auch kommen mögest, an mir stets eine Rathgeberin finden wirst, die Dich nach bestem Vermögen aufklären und unterstützen will. Und solltest Du einmal in Noth kommen, so wende Dich an mich. Vielleicht werden die Menschen auch einmal vor Dir, wie vor so vielen Anderen, ihr Herz verschließen, aber eins soll Dir stets offen stehen — das Deiner Königin."

So viel Edelmuth von einer Person, die so viele und wichtige Gründe hatte, auf sie erzürnt zu sein, besiegte endlich Cäcilien's ungebührlichen Stolz. Sie warf sich auf die Kniee, rutschte bis vor die Königin, ergriff den Saum ihres Gewandes, den sie an ihre Lippen drückte, und sagte:

„Nein! ... Nein! ... Edelste aller Frauen im Norden! ... Ich will Euch treu und redlich dienen. — Nur verstoßt mich nicht!"

„Ich habe ja gesagt, daß ich das niemals thun werde," antwortete die Königin. „Nimm Dich nur in Acht, daß Du in diesem Augenblicke nicht mehr versprichst, als Du halten kannst, denn wisse, daß der klare Himmel hier über uns tausend Augen und Ohren hat, dort über der blauen für uns undurchdringlichen Luft. — Und nun, Kind," fuhr sie fort, indem sie ihre Hand auf das Haupt des knieenden Mädchens legte, „weine

nicht so vor mir, sondern vor der heiligen Jungfrau, bei der wir Alle so viel abzubeten haben. Möge sie Dir und uns Allen Stärke verleihen, den richtigen Weg zu wandeln, der zum Himmel führt.“

Cäcilia küßte mit aufrichtiger Rührung die Hand der Königin und stand auf, worauf Philippa fortfuhr:

„Der Abend ist so schön und die Aussicht von hier so entzückend, daß ich durchaus keine Lust habe, mich jetzt schon zur Ruhe zu begeben. Willst Du nicht, Cäcilia, Deine Laute holen und zu derselben uns ein Lied vorsingen? — Siehst Du, Mädchen, ich bin eigennützig. Als ich den deutschen Meister Hans Dich im Spielen unterrichten ließ, weil Du eine so gute Stimme hast, wußte ich schon, daß ich selbst Vergnügen davon haben würde. — Willst Du, Cäcilia?“

„Könnt Ihr noch fragen, o Königin?“ rief Cäcilia und eilte die Treppe hinunter. „Wieder,“ sagte sie bei sich selbst, „wieder hat diese wunderbare Königin mich besiegt und mich schwach gemacht. Wunderbar! ... Ja, das ist sie gewiß ... denn sie ist weit mehr Engel als Mensch und wunderbar ist es, daß Engel auf Erden wandeln können. — Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß sie Alles weiß ... Alles kennt ... so würde ich glauben ... aber nein ... ich habe ja den deutlichsten Beweis, daß sie mein Verhältniß zum König

kennt. — Eine Andere an ihrer Stelle würde mich mit ihrem Hasse vernichten, mich mit ihrer Rache verfolgen. — O, das wäre mir weit besser! ... Aber diese ... sie vernichtet mich durch ihren Edelmuth ... verfolgt mich mit ihrer Güte, so daß ich im Staube kriechen und vor Himmel und Erde mein Antlitz verbergen muß. — Ach, ich möchte in solchen Augenblicken, wie der eben verlebte, mich vor mir selbst verbergen. Es ist doch schwer, unter Engeln zu weilen, wenn man selbst so weit entfernt ist, ein Engel zu sein ... Viel besser ist es da, unter Menschen, so wie sie gewöhnlich sind, denn mit diesen kann man in Feindschaft kommen und dadurch einen Deckmantel erhalten, um seine Fehler darunter zu verbergen. — Diese Philippa! ... Diese Philippa! ... Was soll ich von ihr sagen? — Soll ich sie hassen? ... Nein, — dazu bin ich nicht schlecht genug. — Sie lieben? — Nein, — das noch weniger, denn dazu ist sie zu tugendhaft, zu vollkommen ... und wir können nicht Wesen lieben, die so hoch über uns stehen. — Was thue ich dann? ... Was will ich dann in ihrer Nähe? — Ich weiß es selbst nicht. — Ich weiß blos, daß ich fliehen sollte, weit, weit von hier, bevor der König aus dem Kriege zurückkehrt, aber daß mir die Kraft dazu fehlt. Wenn er nicht da ist, kann ich Philippa anbeten, so wie man eine Heilige anbetet,

denn diese liebt man nicht, wenn aber König Erich da ist, kann ich sie nur hassen, denn sie ist doch seine Gattin, und was bin ich? ... Ein armes Mädchen, die sich die Gewogenheit stehlen muß, mit der sie doch so gern vor der ganzen Welt prahlen möchte ... denn — von dem ritterlichen König Erich geliebt zu sein, das muß doch dem Dünkel eines Weibes schmeicheln. Anders ist es, gemeine Schmeichelworte von dem Bauernburschen Börje zu hören, dem armen Jungen! Wie doch die Zeiten sich ändern können! — Ich danke allen Heiligen, daß Börje auf den Einfall kam, zum Spieße zu greifen und in den Krieg zu ziehen, wo er von den Deutschen seinen Reisepaß in die Ewigkeit erhielt. — Sonst wäre er vielleicht an einem schönen Tage wieder hierher gekommen und würde mir dann ein nicht eben willkommener Gast gewesen sein."

Unter diesen verschiedenen Gedanken war Cäcilia wieder auf den Altan hinaufgestiegen. In der Hand hielt sie ihre Laute, ein Instrument, welches damals im Norden ungewöhnlich war, besonders in Schweden, welches aber dagegen an den deutschen und dänischen Höfen von fahrenden Sängern oder sogenannten Troubadours nicht selten gespielt ward.

„Welche Weise befiehlt meine Königin mir zu singen?" fragte die Kammerzofe, welche jetzt sich so be-

scheiden und gehorsam zeigte, wie es sich für sie geziemte.

„Ach, Königin,“ sagte Alice, „wenn Du nur erlauben wolltest, daß sie das Lied sänge, welches sie Dir schon einmal hier auf dem Altan vorgesungen, und welches von einem jungen und raschen schwedischen Rittersmanne handelte.“

„War es vielleicht das Lied von Axel Thordson und der schönen Walborg?“ fragte Cäcilia.

„Ach nein,“ antwortete Alice, „das kenne ich schon seit mehreren Jahren. Gewiß gehört es zu den schönsten schwedischen Gedichten, aber es ist viel zu lang, um es jetzt zu singen, so spät am Abend.“

„Ach, jetzt weiß ich's — es war das Lied vom Klosterraub in Ostgothland.“

„Ich glaube, es handelte von einem jungen Ritter, der als todt in's Kloster getragen ward, um aus demselben während vermeintlicher Leichenwache eine Jungfrau zu rauben.“

„Ich kann mich nicht darauf besinnen,“ sagte die Königin, „aber da Du, meine gute Alice, es zu hören wünschest, so mag Cäcilia es uns vorsingen.“

Und Cäcilia spielte und sang:

Das Lied von Herrn Karl und der Klosterjungfrau *).

Herr Karl ging zu seiner Pflegemutter hinein,
Er fragte sie um Rath.
„Wie soll die schöne Jungfrau ich
Aus dem Kloster retten durch eine That?“
Aber Herr Karl schläft allein.

„Du stellst Dich krank, Du stellst Dich todt,
Liegst auf der Bahre im Leichenornat.
Dann kannst die schöne Jungfrau Du
Aus dem Kloster retten durch die That.“
Aber Herr Karl schläft allein.

Herein traten die kleinen Knappen,
Mit blauen Kleidern angethan.
„Will die schöne Jungfrau nicht in die Wachstube gehen,
Und schau'n Herrn Karl auf der Bahre an?“

Und die Jungfrau ging zur Pflegemutter **) hinein
Und fragte sie um Rath.
„Darf ich wohl in die Wachstube gehn
Und schau'n Herrn Karl auf der Bahre an?“

„Ich will Dir aber geben keinen Rath,
Doch auch Deine Bitte nicht abschlagen Dir:
Doch wenn Du heut' Abend in die Wachstube gehst,
So wird Herr Karl betrügen Dich.“

---

*) Befindet sich auch in Afzelius' Sagengeschichte, 4. Thl., S. 105.
**) Vermuthlich die Aebtissin des Klosters.

Und die Jungfrau ging nach der Thüre zu,
Sie glühte wie eine Sonne.
Herr Karl aber mit seinem falschen*) Herzen
Der lag auf der Bahre und lachte.

Und die Jungfrau trat zu seinen Häupten hin,
Sie sah sein krauses Haar:
„Ach, als Du noch lebtest,
Wie lieb ich Dir da war."

Und die Jungfrau trat zu den Füßen hin,
Hob auf das weiße Lein'n:
„Ach, als Du noch lebtest,
Warst Du der Allerliebste mein."

Und die Jungfrau ging nach der Thüre hin,
Sie wünscht ihren Schwestern gute Nacht.
Herr Karl, der auf der Bahre lag,
Sprang herab und faßt' sie mit Macht.

„Tragt nur meine Bahre wieder hinaus,
Und bringt dafür Meth und Wein,
Denn morgen mach' ich Hochzeit
Mit der Allerliebsten mein."

Es waren die Klosternonnen,
Die lasen in ihrem Buch:
„Gewiß war das Gottes Engel,
Der fort unsere Schwester trug."

---

*) Bedeutet hier schelmisch im guten Sinne.

Und alle Klosternonnen,
Die sangen jede für sich:
„Christ, schicke noch mehr solche Engel,
Die forttragen Dich und mich!“

Alice lachte, als Cäcilia mit ihrem Liede fertig war, die Königin aber, der es offenbar nicht gefallen hatte, sah ernst aus und sagte:

„Soll das ein wirklicher Vorfall sein, auf welchen dieses Lied gedichtet ist?“

„Ja, ganz gewiß, gnädige Frau,“ antwortete Cäcilia, die in Bezug auf Abenteuer dieser Art, die in ihrem Vaterlande geschehen, sehr unterrichtet war. „Diese Geschichte soll sich wirklich in Schweden unter dem König Magnus, der um das Jahr 1200 regierte, zugetragen haben. Herr Karl war, wie die Sage geht, einer von den eilf Söhnen des Richters Algots, die alle sehr schöne und rasche Herren gewesen sein sollen. Die Jungfrau dagegen soll eine Tochter des Richters Svante Polk in Ostgothland gewesen sein, ein Mädchen, welches im Kloster verwahrt wurde, bis sie von dem von ihrem Vater für sie ausersehenen Bräutigam, dem Truchseß David Thorstenson, den sie aber durchaus nicht haben wollte, abgeholt werden würde. Sie soll Ingrid geheißen haben, sehr schön und damals noch sehr jung gewesen sein.“

„Und weißt Du, ob sie wirklich mit Herrn Karl vermählt ward?“ fragte Alice.

„Ja wohl wurden sie vermählt,“ antwortete Cäcilia. „Es wird erzählt, daß die Wache, welche sie auf der Flucht aus dem Kloster umgab, als Engel verkleidet gewesen sei, was Anlaß zu dem letzten Verse des Liedes gab. Sie ritten in gestrecktem Galopp nach einer Kapelle, wo ein Priester von Ritter Karl's Freunden sie sofort mit einander vermählte. Später aber soll es mit der ganzen Familie Herrn Karl's unglücklich gegangen sein, denn König Magnus ließ um dieses geschehenen Klosterraubes willen alle Söhne Algots, wo er sie nur immer antreffen konnte, gefangen nehmen und tödten, so daß der alte Mann endlich ganz kinderlos in das Grab stieg.“

„Der Alte ist zu bedauern, dafern er an der bösen That keinen Antheil hatte,“ sagte die Königin Philippa; „übrigens aber war es wohl eine Strafe Gottes an der Familie, um der Ungerechtigkeit willen, die eins ihrer Mitglieder ausgeübt. Denn mit so heiligen Dingen, wie Klöstern, Kirchen, Engeln — ja selbst dem Tode, darf man keinen Spott treiben, wenn man ein christlichgesinnter Mensch sein will.“

Die nicht scheinheilige, sondern wahrhaft fromme

Philippa bekreuzte sich bei diesen Worten. Das Hoffräulein und die Kammerzofe schwiegen.

„Es ist genug für heute Abend, Cäcilia,“ sagte die Königin sehr freundlich zu dieser. „Du kannst mich nun verlassen.“

„Und soll ich Euch nicht auskleiden, gnädige Frau?“

„Nein, Du kannst meiner englischen Kammerzofe Effie sagen, daß sie mich in dem grauen Zimmer neben meinem Betstübchen erwarten soll, um mich später zu bedienen. Mich gelüstet noch eine Stunde hier sitzen zu bleiben.“

Cäcilia verneigte sich tief und entfernte sich.

Sobald als Alice sich mit der Königin allein sah, sagte sie:

„Es sollte mich tief betrüben, wenn ich dadurch, daß ich Cäcilia bat, dieses Lied zu singen, Dir mißfallen hätte, o Königin!“

„Du, Alice, kannst mir niemals mißfallen,“ antwortete die Königin sanft, „aber ich kann nicht begreifen, daß der Leichtsinn dieses nordischen Volkes in Religionsangelegenheiten mich allemal verstimmt, sobald ich darüber singen oder erzählen höre. Der Vorfall hat sich zugetragen und das Lied ist gedichtet, ich mag es hören oder nicht, aber nach meiner Meinung fügt

doch dieser Klosterraub dem Character des scandinavischen Volkes einen Flecken zu. Hörtest Du wohl jemals in ganz Britannien etwas von solchen Geschichten?“

„Nein, in der That nicht, aber deshalb können wir noch nicht wissen, ob nicht etwas dergleichen auch dort sich zugetragen hat.“

„Niemals, gute Alice, das wäre weit und breit bekannt geworden. — Nein, bei uns hält man das Kloster für heiliger, als daß man sich in dessen Mauern einen Betrug zu Schulden kommen lassen sollte.“

„Aber,“ sagte Alice, „wenn nun ein junges Mädchen gezwungen wird, den Schleier zu nehmen? — Du bist ja selbst eine Feindin des Zwanges in dieser Hinsicht.“

„Ja, das habe ich auch deutlich bewiesen. Aber das Bestreben, ein solches Mädchen zu befreien, muß vorher stattfinden, nicht nachdem sie wirklich in's Kloster eingetreten ist, denn diese heiligen von Gott geweihten Mauern, in welchen die heilige Jungfrau und die Heerschaaren aller Heiligen fortwährend weilen, obschon unsichtbar, müssen nach meiner Ansicht gegen jeden menschlichen Eingriff geschützt sein. Eben so sündhaft, wie es nach meiner Meinung ist, einen Menschen gegen seinen Willen zu zwingen, daß er glauben und

bekennen soll, was er in der Tiefe seines Herzens nicht fühlt, oder ihn zu einem Leben frommer Selbstverleugnung und unablässigen Gebets zu zwingen, während seine Gedanken und Wünsche noch an der Welt und ihren Lockungen hängen, ebenso sündhaft ist es, sich an einem Kloster zu vergreifen, daselbst Aergerniß anzurichten und seinen heiligen Frieden zu stören. Die Klöster sind nach meinem Dafürhalten die heiligsten Stiftungen auf Erden, Freistätten für verwundete Herzen, Freistätten gegen die Anfechtungen der Sünde — eine Heimath aller christlichen Tugenden: der Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Selbstverleugnung und Gottesfurcht. Wehe daher einem Jeden, der sie nicht heilig hält oder mit ihrer Heiligkeit Gespött treibt!"

„Ich fürchte, mit Deiner Erlaubniß sei es gesagt, edle Königin," wendete Alice ein, „daß Du Dir einen etwas zu hohen Begriff von der Heiligkeit des Klosters im Allgemeinen machst. So wie Du sie Dir in Deiner reinen, von keinem bösen Gedanken befleckten Einbildung vorstellst, ist sie wahrscheinlich im Anfang und so ist vielleicht auch die Meinung der ersten Stifter gewesen, aber — bedenke doch, o Philippa, daß Mönche und Nonnen Menschen sind und keine Engel."

„Was willst Du damit sagen?"

„Nichts Anderes, als daß sie eben so wie andere

Menschen mit Sünden und Mängeln behaftet sind und daß Alles, was menschlich oder sündhaft ist, nicht heilig sein kann. So habe ich wenigstens die Sache aufgefaßt. Es ist möglich, daß ich unrecht habe."

„Nein, in der Hauptsache selbst nicht," entgegnete die Königin, „aber doch unterscheiden sich unsere Meinungen einigermaßen von einander. Die Kirche ist ja für jeden Menschen ein heiliger Raum, obschon die Priester, welche den Gottesdienst daselbst verrichten, sündige Menschen sind. Wer aber ist wohl so roh oder niedrig gesinnt, daß er in der Kirche sündhafte Worte aussprechen oder sich übrigens ungebührlich benehmen wollte? — Mit einem heiligen Schauer treten wir da hinein, denn obschon Gott überall in der Natur wohnt, in jedem Gegenstande seiner geschaffenen Welt, so denken wir doch nie so genau daran, als beim Eintreten in eine Kirche, wo uns unwillkürlich der Gedanke vorschwebt: „Hier wohnt Gott ganz gewiß und hier ist die Pforte des Himmels!" wie Bischof Blount seine Predigt begann, als er am letzten Sonntage, den wir in der Heimath zubrachten, in der Schloßkapelle meines Vaters, des Königs Heinrich, predigte."

„Du hast vollkommen recht, gute Philippa, was die Kirche betrifft. Aber mit dem Kloster verhält es sich doch etwas anders."

„Ganz gewiß nicht. Kloster und Kirche gehören zusammen, daß sie ein Ganzes ausmachen. So habe ich von meiner Kindheit an geglaubt und so werde ich bis zu meinem Tode glauben. Ich fühle mich daher allemal verstimmt, wenn ich Jemand mit seiner irdischen Liebe in die geweihten Mauern eintreten höre, wo nur Gottes Liebe wohnt, und ich kann Abraham Broderson nicht verzeihen, der seines Neffen leichtsinnige That billigte, als derselbe Thorborg aus dem Kloster Wadstena raubte."

„Aber Du selbst, Königin, warst ja so sehr dagegen, daß sie Nonne werden sollte. Du batest ja sowohl den König, als auch die Königin Margaretha um ihre Befreiung aus dem Kloster."

„Aber niemals billigte ich, daß es heimlich oder mit Gewalt geschehen sollte. Ich wollte, man sollte die Aebtissin überreden, Thorborg wieder freiwillig zu entlassen. Da Frau Ingegerd dieses nicht wollte, so bin ich der Meinung, daß man kein Recht auf das junge Mädchen hatte, welches, obschon mit List — die ich niemals billigen werde — in die Mauern des Klosters gebracht, gleichwohl nun Eigenthum der Kirche war."

„Es geziemt mir nicht, mit Dir zu streiten, Königin, weder über Dieses, noch über etwas Anderes,"

antwortete Alice, „ich möchte nur wissen, wo die junge Thorborg sich jetzt befindet.“

„Wie viel tausend Mal haben wir dies nicht zu wissen gewünscht!“ rief die Königin lebhaft. „Das kleine liebenswürdige Mädchen! ... Ich bin überzeugt, daß sie nicht vorher von der List unterrichtet war, welche dieses Aergerniß in Wadstena anstiftete und über welches sich heute noch die Aebtissin Ingegerd bitterlich grämt, obschon dies das erste Mal war, wo sich etwas so Unerhörtes in St. Salvator seit seiner Stiftung zutrug.“

„Es ist doch wunderbar,“ hob Alice wieder an, „daß es Abraham Broderson gelungen ist, seine Pflegetochter so verborgen zu halten, daß in dieser langen Zeit von beinahe vier Jahren noch Niemand ihren Aufenthaltsort zu entdecken vermocht hat.“

„Vermuthlich hat er sie in's Ausland geführt,“ sagte Philippa, „und das ist gut; so gern ich Thorborg wiederzusehen wünschte, so sehr wünsche ich auch, daß sie niemals wieder hierher kommen möge, denn — weißt Du wohl, wem König Erich sie versprochen hat?“

„Nein ... das habe ich niemal gehört.“

„Seinem Günstling Peter Gyldenlöve.“

„Heilige Maria! ... diesem feigen, falschen Manne!“

„Ja, ich hoffe, daß Du mit mir vereint zum Himmel beten wirst, daß dieser Mensch sie niemals besitzen möge.“

„Von ganzem Herzen. Aber so wird es auch ohne unser Gebet werden, denn der mächtige Abraham Broderson vertritt ja Vaterstelle an ihr und wird ihre Hand niemals seinem verhaßtesten Feinde geben.“

„Nein, er nicht. Aber — Du hast ja schon so viele Mal gesehen, was Gewalt und List ausrichten können.“

„Das ist wahr, und ich glaube, daß Gyldenlöve auch das niedrigste Mittel nicht verabscheuen würde, um das junge Mädchen in seine Gewalt zu bekommen. Mögen Gott und alle Heiligen sie bewahren, daß sie niemals in so gottlose Hände falle!“

„Amen!“ sagte die Königin, worauf die beiden Freundinnen einander gute Nacht wünschten und die Königin sich in ihr Betzimmer begab, wiewohl sie sich an der Thür desselben noch einmal herumwendete und mit freundlicher schalkhafter Miene Alice aufmunterte, von Knut Stensson zu träumen.

Kaum war sie jedoch in das Betzimmer eingetreten und hatte die Thür hinter sich geschlossen, als sie mit Reue zu dem auf dem Altar stehenden Marienbild

aufblickte, vor dem sie sich im nächsten Augenblicke niederwarf.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief sie, „was war das für ein Name, der beim Eintreten in dieses heilige Zimmer auf meinen Lippen schwebte! Werde ich denn stets eine sündhafte Wollust empfinden, diesen Namen auszusprechen? — Werde ich denn immer, während ich ihn mir als den Verlobten meiner besten Freundin denke, als ihren Gatten, Vergnügen darin finden, mir sein Bild in die Erinnerung zu rufen? — O du heilige Jungfrau! ... Reinige mich von diesen sündhaften Gedanken — entreiße mich diesen bösen Neigungen ... daß ich nicht länger vor mir selbst und vor Dir zu erröthen brauche. — Was? ... Ich, die Gattin eines Königs, soll meine Gedanken mit einem seiner Unterthanen beschäftigen ... mit einem Andern, als meinem Gemahl ... mit einem Manne, der die Freundin meiner Kindheit liebt? — Nein ... fort mit dieser Thorheit ... dieser Sünde! ... Ich darf mir nicht merken lassen, daß ein Mann schön, edel, gut, tapfer und tugendhaft ist ... für mich muß er sein, wie jeder gewöhnliche Mensch, denn — ich bin ja König Erich's Gemahlin.“

Und bei alledem, daß sie so flüsterte und die Augen auf das Bild der Mutter Gottes heftete, beschäftigten

sich doch ihre Gedanken mit Dem, den sie vergessen wollte, sprachen ihre Lippen doch nur von ihm. Aber dieser Kampf ging bald vorüber. Bald gewann die junge Frau wieder so viel Gewalt über sich, daß sie das gefährliche Bild zu verscheuchen vermochte — oder vielmehr Gottes Engel, die sie in dieser Stunde umschwebten, scheuchten es weit hinweg. Nach einem stillen, langen und inbrünstigen Gebet zur himmlischen Jungfrau und dem Sohne Gottes stand sie endlich beruhigt auf und ein verklärtes Lächeln seligen Friedens umstrahlte ihr schönes Antlitz. Und als sie sich einige Zeit darauf zur Ruhe begab und der Schlaf bald ihr die Augen schloß, da war der Athemzug so leicht und der Ausdruck des Gesichts so friedlich, so heiter, so überglücklich, wie in dem Augenblicke, als sie oben auf dem Söller beim Anblick der herrlichen Natur und bei dem Gedanken an Gottes Offenbarung in seinen geschaffenen Werken ihm das Opfer ihres Dankes darbrachte. Die edle Königin schlief den Schlaf der Gerechten, und Niemand, der sich jetzt ihrem Lager genähert hätte, würde bezweifelt haben, daß sie von lauter guten Geistern umschwebt ward, die mit himmlischen Stimmen flüsterten: Friede sei mit Dir!

II.

Aber in einem andern Stockwerk des Schlosses lag Margaretha, die Semiramis des Nordens, auf ihrem mit schweren Gardinen von Goldstoff umgebenen Lager und krümmte sich in unruhigen, qualvollen Träumen. Die leichte, seidene, mit Eiderdunen ausgestopfte Decke, die ihr im Schlafe zu schwer geworden, hatte sie abgeworfen; das Nachtkamisol von weißem Atlas, reich mit Spitzen von Gent besetzt, hatte sie aufgerissen, als ob es eine drückende Fessel wäre — ja, Alles, sogar die feine Nachthaube von holländischer Leinwand, mit einer bewundernswerthen, in unsern Tagen unbekannten Stickerei verziert, fast wie die, welche in einem spätern Jahrhundert den Hemdkragen des großen Gustav Adolf schmückte, als er in der

Schlacht bei Lützen fiel, schien die Schlafende zu beschweren, denn sie hatte dieselbe vom Kopf gerissen und auf den Fußboden niedergeworfen. Die Züge des Gesichts waren von Schmerz entstellt und von der Stirn perlten große Schweißtropfen herab, so daß man hätte meinen sollen, man sähe einen mit dem Tode kämpfenden Kranken sich hier unter dem in Tausenden von Falten drapirten ungeheuer großen Laken winden, auf welchem die Hände der Königin zuweilen ruhten, bald ausgestreckt, bald krampfhaft zusammengefaltet, bisweilen wieder über den Kopf geworfen, der noch nicht ein einziges graues Haar hatte, obschon die tiefen Linien von der Nase nach den Mundwinkeln deutlich die zurückgelegten acht und fünfzig Lebensjahre verriethen.

Um das Lager der Königin herum brannten, ungeachtet man sich schon in den letzten Tagen des Mai befand, zwölf dicke dunkelgelbe Wachskerzen in massiven Silberleuchtern von schwerfälliger, geschmackloser Form. Dieser unerhörte Luxus herrschte sowohl Winter als Sommer in Margarethens Schlafzimmer, wo die Fenster sorgfältig mit Läden von polirtem Holz verschlossen waren, vor welchen schwere Tapeten von grünem Damast, von derselben Art wie die Tapeten des Zimmers, in mannigfaltigen Falten herabhingen.

Man kann sich denken, welch eine Hitze diese zwölf Lichter und die verschlossenen Fensterläden hervorbringen mußten. Auch war dieselbe fast unerträglich und es war nicht zu verwundern, daß die Schlafende auf ihrem weichen, goldgestickten Lager schwitzte. Es war dies derselbe Fall mit den beiden Zofen, welche wachend am Lager saßen, denn Margaretha war gewohnt, stets zwei Frauenzimmer bei sich wachen zu lassen, so lange die Nacht dauerte. Diese weibliche Nachtwache ward aller zwei Stunden abgelös't, wo dann die Königin aufwachte oder fortfuhr zu schlafen, während die zwei neuen wachthabenden Zofen auf den Zehen eintraten, worauf die vorher anwesenden sich entfernten.

Mit so großer Ceremonie und Vorsicht genoß Margaretha ihre Nachtruhe, während die edle und schöne Philippa, weit entfernt, Jemand mit Wachen zu plagen, allein, ohne Licht, selbst während der finstersten Jahreszeit und ohne Läden oder Gardinen vor den Fenstern, ruhte, denn es machte ihr Freude, bei Annäherung des Tages die ersten Strahlen desselben eindringen zu sehen, oder wenn Mondschein war und sie zufällig erwachte, an dem Spiel der Mondstrahlen auf dem mit weiß und schwarzem Marmor eingelegten Fußboden sich zu ergötzen.

Aber Margaretha hatte nicht ein so ruhiges Ge-

wissen, wie ihre junge Verwandte, und sie war auch minder vertrauensvoll. Eben so wie alle ehrgeizigen Eroberer, welche, sobald sie nur eine schwindelnde Höhe Dessen erlangen können, was die Welt Ehre und Ansehen nennt, in Bezug auf die Treppen, welche dahin führen, es nicht so genau nehmen — war sie trotzig, so lange der Tag herrschte, aber furchtsam wie ein Kind, wenn die Nacht ihre Schwingen ausbreitete. Viel hörte man sie über Schlaflosigkeit klagen, etwas, was allerdings Personen von ihrem Alter eigen zu sein pflegt, aber noch mehr über unruhige Träume, welche nicht selten auf sie einen so tiefen Eindruck machten, daß sie, selbst wenn die Lichter ausgelöscht und der Tag in's Zimmer eingelassen war, ihr mit ihrem unheimlichen Gegaukel vorschwebten, so daß sie dieselben in der Erinnerung zum zweiten Mal durchlebte.

Die Nacht, von welcher wir zuerst gesprochen, zeichnete sich jedoch vor allen andern dadurch aus, daß sie für die gefeierte Königin ganz besonders unruhig und qualvoll war. Es konnte ziemlich halb zwölf Uhr sein, als sie sich mit einem gellenden Schrei auf ihrem Lager aufrichtete, beide Arme ausstreckte, als wenn sie etwas recht Gespenstisches und Unheimliches von sich hätte abwehren wollen und rief, während sie die weitgeöffneten Augen verdrehte: „Schafft ihn hinaus, den

weißgekleideten Schatten ... Er klagt mich unschuldig an ... Wohl wünschte ich seinen Tod, aber ich bin nicht schuld daran. — Olaf! ... Olaf! ... Mein Sohn, habe Mitleid mit Deiner armen Mutter! ... Daß ich Dir nicht einen Arzt sendete, das ist mein einziger Fehler." *)

„Sie ist wahnsinnig geworden," flüsterten die erschrockenen Zofen einander zu und rückten zusammen, so daß sich die eine gegen die andere stützte. In diesem Augenblicke erwachte die Königin ordentlich und ihr nun klarer, obschon etwas gespenstischer Blick irrte auf den sie umgebenden Gegenständen umher. Endlich blieb er an den beiden Jungfrauen haften und da sie das Entsetzen derselben wahrnahm, fragte sie:

„Was habe ich gesagt? — Was habe ich gethan?"

„Nichts, gnädige Frau," antwortete Ingrid Puke, die beherzteste von ihnen. „Ihr müßt einen bösen

*) Dieser Traum bezieht sich auf den Umstand, daß Olaf, das einzige Kind, welches Margaretha mit dem Könige Hakon von Norwegen hatte, in seinem siebzehnten Jahre ganz plötzlich starb. Ein undurchdringlicher Schleier des Geheimnisses bedeckte seinen Tod, an welchem, wie Viele glaubten, seine Mutter schuld gewesen sein soll; aber etwas so Böses darf man ihr denn doch nicht zutrauen, obschon sie nicht ohne eine gewisse Vorliebe den durch ihren Sohn erledigten Thron von Norwegen bestieg.

Traum gehabt haben, denn Ihr setztet Euch auf und fingt an zu klagen.“

„Habe ich nichts gesprochen?“ fragte Margaretha mit einem scharfen, forschenden Blicke.

Aber die beiden Zofen fanden für gut, ihr mit Einem Munde zu versichern, daß sie nicht gesprochen, denn bei Hofe ist es nicht gut, wenn man gesteht, daß man etwas weiß, was verschwiegen bleiben soll.

Die Königin legte sich wieder und befahl den Zofen, die Decke aufzuheben und gut um sie herumzustopfen, weil sie, wie sie sagte, friere, und lag dann ganz still, bis die Uhr Zwölf schlug, wo sie wieder einschlief. Inzwischen wechselten die wachenden Zofen. Ingrid Puke mit ihrer Genossin gingen hinaus, um für ein Paar andere Platz zu machen. Aber auch diesen war beschieden viel zu hören, was sie allerdings schon vorher gewußt hatten, obschon nicht durch den Mund der Königin.

Kaum war es ein Viertel über Zwölf, als die unruhig Schlafende wieder anfing, zu reden und zwar ganz deutlich, wie sie nicht selten zu thun pflegte, wenn sie bei der Abendmahlzeit etwas Hitziges genossen hatte oder auch sehr müde war. Gewöhnlich sprach sie dann nur von unbedeutenden Sachen oder von Regierungsangelegenheiten, weil sie gewöhnlich glaubte, sie sitze

im Rath, umgeben von den Herren des Reichs. Aber diese Nacht schienen ganz andere und mannigfaltige Gegenstände ihre Seele zu umschweben, das hörte man an ihren im Schlafe gesprochenen Worten:

„Fort mit dir!“ rief sie und wehrte sich dabei, als ob sie mit Jemand zu kämpfen hätte, der ihr etwas Uebles zufügen wollte, — „fort mit dir, sage ich ... unsere Verbindung ist schon längst zu Ende ... weiche daher von hinnen und begieb dich wieder in die Gruft, wo du deine Wohnung hattest ... Was! ... willst du mich mit deinen fleischlosen Armen umfangen, Gerippe? ... Hu! hu! hu! ... Fort, sage ich! — Was haben wir, die Lebenden, mit den Todten zu schaffen? — ... Ist dir denn das Grab zu Sorö zu enge, zu finster, zu kalt geworden ... daß du um Mitternacht umherschleichst — oder hat deine Seele keinen Frieden in den Räumen der Ewigkeit? — Nun — so komm her ... und sage mir etwas von dem Fegefeuer! ... Ist es recht schwarz da? ... Schwarz! ... Schwarz! ... Schwarz! ...“

Bei jedem Mal, wo sie das Wort Schwarz aussprach, erhöhte sie die Stimme, so daß der letzte Ausruf ein Geschrei ward, von welchem sie selbst erwachte. —

Die erst vor Kurzem eingetretenen Dirnen wuß-

ten, ebenso erschreckt als erstaunt, nicht, was sie vornehmen sollten. Sie wünschten sich tausend Meilen weit von hier.

Aber dieses Mal sprach die Königin nicht zu ihrer Umgebung. Sie wendete sich blos auf die andere Seite und schien — wunderbar genug! — ihren Traum fortzusetzen, denn es war der verstorbene Bischof von Sorö, mit welchem sie zu sprechen hatte. —

„Was hilft es, daß du nach mir fragst?“ sagte sie in fast klagendem Tone. — „Du weißt es ja besser als ich ... Und ich hoffte, daß du ... mir sagen würdest ... wohin sie ihren Weg genommen hat ... Abraham hat sie so gut versteckt ... versteckt wie der Jude sein Geld ... daß ich sie nicht zu entdecken vermag ... hu! ... wie du grinsest! ... Bist du noch jenseit des Grabes eifersüchtig auf Abraham? ... Nein ... nein! ... Zürne nicht so, o Kirchenvater! ... Ich that, was ich vermochte — aber man raubte sie aus dem Kloster Wadstena ... so wie man früher Maria Sorania aus dem Mecklenburgischen Kloster geraubt ... hu! ... hu! ... hu! ...“

Aber dieser dreimalige Ruf des Entsetzens unterbrach ihre Rede und sie warf sich unruhig hin und her. —

„Nein! ... Nein! ...!“ stöhnte sie ... „Noch ist

es lange bis zum jüngsten Gericht ... noch kann ich Gott versöhnen ... versöh ... versöh ... weshalb, ihr blutigen Schatten, hindert ihr mich, dieses Wort auszusprechen? ... Es klingt so gut ... es kühlt so ... meine brennende Brust ... Versöh ... aber so fallt mir doch nicht in's Wort! ... Versöh ... legt doch nicht eure kalte Hand auf meine Lippen ... ich war ja nicht mit bei Femern ... ich war es nicht, der euch zu Tode peinigte ... ich will Versöh ... nun ... so laßt mich doch das Wort aussprechen! ... was König Erich auf Femern gesündigt, will ich versöh ... daß ich doch niemals dieses beruhigende Wort aussprechen kann! ... Ja ... ja ... ich weiß ... daß ... daß ... daß ich es war, die den Krieg veranlaßte ... ich weiß das schon lange ... weshalb sagt ihr mir es so vielmal ... doch ... ich will Versöh ..."

Sie machte eine furchtbare Anstrengung, die Hände zu falten, welche nach beiden Seiten hin wie von unsichtbarer Macht festgehalten zu werden schienen. Endlich nachdem sie sich mehrere Minuten lang bemüht, wobei der kalte Schweiß ihr von der Stirn troff, gelang es ihr die Finger wie zum Gebet zusammenzufalten, und mit einem Angstruf, als ob sie in der höchsten Todesnoth schwebte, stieß sie den Namen Jesus! aus.

Bei diesem alle Schaaren der Finsterniß vertreibenden Namen entwichen gleich Nebeln vor der Sonne alle die Quälgeister, welche so eben noch das Lager der Königin umschwebt, und mit einer milden, wohlklingenden, fast musikalisch weichen Stimme sagte sie nun das früher nur zur Hälfte ausgesprochene Wort: Versöhnung.

Und sie öffnete die Augen und sah die am Bett sitzenden jungen Zofen, aber nicht mit demselben unheimlichen Blicke, womit sie vorher die Anwesenden erschreckt hatte. Gleichsam als ob sie jetzt noch unter dem Einflusse des Traumes oder vielmehr unter dem Einflusse des schönen Endes des quälenden Traumes stünde, sprach sie nun noch zwei Mal mit milder und leiser Stimme die Worte: Versöhnung! Versöhnung! aus und streckte dabei den beiden Zofen ihre Hände hin, welche diese erfaßten und küßten, während sie sich eine jede auf ihre Seite des Lagers auf die Kniee niederwarfen.

„Gebt mir das Bild des Gekreuzigten, Ihr Dirnen, damit ich es an meine Lippen drücke," sagte sie freundlich.

Man eilte ihren Wunsch zu erfüllen und reichte ihr das Crucifix, dessen Haupt und Füße sie mehrmals küßte, während sie mit halblauter Stimme eine ganze

Menge Gebete hersagte, worauf sie wieder das Crucifix den Zofen hinreichte, die es wiederum auf den kleinen Altar in einer Ecke des Schlafzimmers stellten, von wo sie es genommen.

Das Bild Dessen, der dem Meere und den Stürmen gebot, so daß sie ruhig und still wurden, wirkte wohlthuend auch auf Margarethen, welche während ihres unruhigen Lebens sehr oft in einer äußerst trüben Gemüthsstimmung war. Sie ward ruhig und still, wenigstens äußerlich, denn als die jungen Edeldamen sich wieder an das Lager setzten, ruhten die Augen der Königin eine lange Zeit mit einem Blick von fast mütterlicher Zärtlichkeit, wie sie bis jetzt noch niemals an ihr wahrgenommen, auf ihnen, worauf sie sich langsam wieder schlossen.

Und nun erst schien die alte Monarchin so zu schlafen, wie man es an einem vernünftigen und gesunden Menschen zu sehen gewohnt ist. Die Brust hob sich nicht mehr wie vorhin, der Athemzug war gleichmäßig und ruhig, und kein gewaltsames Umherwerfen der Arme verrieth jetzt einen innern Kampf der Seele. Dagegen blieben die Hände gefalten, und die Stirn, welche bis jetzt von so vielen Wolken des Entsetzens und der Furcht überzogen gewesen, war jetzt klar, glatt und

eben, als ob sie niemals von etwas Anderem als von Frieden und Ruhe geträumt hätte.

Dieser glückliche Zustand dauerte bis vier Uhr des Morgens. Die weibliche Nachtwache war mit dem Schlage zwei abgelös't worden und sollte eben bald wieder abgelös't worden, als die Königin plötzlich und heftig auffuhr, als ob sie von einem ungewöhnlichen Geräusch erweckt worden wäre. Jetzt war es wieder vorbei mit der friedlichen Stimmung ihres Gemüths. Sie stieß einen Angstschrei aus, setzte sich auf und blickte mit unheimlichen, zornigen Augen um sich.

„Wer hat diesen Schuß abgefeuert?“ fragte sie. Die beiden Zofen sahen sie an, ohne zu antworten. Ihre erbleichenden Gesichter gaben Schrecken und Bestürzung zu erkennen.

„Wer hat den Schuß abgefeuert?“ wiederholte sie mit noch wilderen Blicken und Geberden. „Bengta! ... Brigitta! ... So antwortet mir doch! Habt Ihr denn die Sprache verloren?“

Die armen Mädchen wußten nicht, was sie denken, noch viel weniger was sie antworten sollten. Sie zögerten daher noch, als die Königin sich plötzlich von ihrem Lager herüberbeugte, die Hand ausstreckte und Bengta, die ihr zunächst stand, so hart beim Handgelenk faßte, daß dieser die Thränen in die Augen traten.

„Wenn ich frage, will ich Antwort haben," rief sie heftig. „Ich bin wohl nicht Königin über drei Reiche, damit man mir offenbaren Ungehorsam erweise ... Noch einmal und zwar das letzte: „Wer hat hier den Schuß gethan?"

„Welchen Schuß denn, gnädigste Frau?" fragte Brigitta. Aber Bengta, deren Gelenk die Hand der Königin noch fest umschlossen hielt, fand es am räthlichsten, ihre Gedanken zu sammeln und schnell zu antworten.

„Gnädigste Königin," sagte sie daher, „hier hat Niemand einen Schuß abgefeuert, Ihr müßt geträumt haben, daß ..."

„Geträumt?" wiederholte die Königin, ihr in das Wort fallend. „Nein, so kann man wohl nicht träumen. Ich hörte ja den Schuß, den entsetzlichen ... und dicht bei mir ... so daß ich davon erwachte."

„Aber wir haben nichts gehört, gnädigste Frau," antwortete Bengta; „das kann ich bei allen Heiligen versichern."

„Es ist ja hier auch kein Rauch zu bemerken," fügte Brigitta hinzu.

„Rauch? ..." sagte die Königin und athmete langsam die erstickende Luft des Zimmers ein, „o ja — Rauch ist hier ... und zwar viel Rauch ... eben

das fühlte ich in demselben Augenblick, wo ich den entsetzlichen Knall hörte."

„Ach! ... Das kommt von den häßlichen Wachskerzen," sagte Brigitta. „Sie qualmen ja entsetzlich."

„Gewiß habt Ihr, gnädigste Frau, im Schlafe diesen häßlichen Dampf gefühlt und seid davon erwacht," setzte Bengta hinzu.

„Häßlich! ... Häßlich!" wiederholte Margaretha, und immer noch überzeugt, daß ihr Traum Wirklichkeit gewesen, fuhr sie fort:

„Und der Schuß?"

Die beiden Zofen betheuerten abermals, daß sie nichts vernommen und daß Alles im ganzen Schlosse still sei, wie im Grabe.

„Ich muß doch wohl glauben, daß ich geträumt," sagte Margaretha leise und legte sich wieder auf das mit Spitzen verzierte Kissen. „Es war doch wunderbar!" setzte sie hinzu.

Nach ein paar Secunden jedoch, als sie zwei neue Frauengestalten still und vorsichtig zur Thür hereintreten sah, welche durchaus nicht knarrte, setzte sie sich wieder auf und rief heftig:

„Wer ist das?"

„Wir sind es, gnädigste Königin ... es ist Karna und Malin," antwortete eine der Eintretenden.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte die Königin weiter. Es schien offenbar, daß sie durch den eingebildeten Schuß so erschreckt worden, daß sie sich vor Allem fürchtete — sogar vor ihren Dienerinnen.

„Wir wollen bei Euer Gnaden wachen,“ antwortete demüthig die rothwangige Malin. „Unsere Zeit ist jetzt da.“

„Wie viel ist die Uhr?“ fragte die Königin.

„Es schlägt so eben Vier,“ war die Antwort.

„Vier! ... Da bedarf es keiner Nachtwache mehr. Vier! ... Ist es da nicht Morgen? ... Und noch dazu ein Sommermorgen! ... Fort, hinaus mit dem Licht! Wie thörigt, es so lange brennen zu lassen! Habt Ihr schon einmal am Tage Licht brennen sehen?“

„Gnädigste Königin,“ stammelte Karna, „so lange die Fenster geschlossen und verhüllt sind ...“

„Antworte mir nicht,“ rief Margaretha erzürnt. „Fort, fort ... ruft die Dienerinnen und schafft das Licht hinaus! ... Und dann hinweg mit den Gardinen! Ich will das Tageslicht im Zimmer haben.“

Man gehorchte ihr sofort, und nach ein paar Minuten strömte das klare Licht des schönen Maimorgens über die mit dunkelgrünem Damast behangenen Wände.

„Entfernt Euch!“ befahl die Königin weiter. „Ich will allein sein!“

Die jungen Edeldamen eilten hinaus, sehr froh, nicht blos der erstickenden Luft im Schlafzimmer, sondern auch der gefürchteten Herrscherin entschlüpfen zu können.

Margaretha war in Dänemark geliebt und wird in den Geschichtsbüchern dieses Landes als eine sowohl kluge als gute Königin gerühmt. Aber es war eigentlich das Volk... der große Haufen, von welchem sie diese Liebe und diesen Ruhm erntete, und zwar erstens, weil sie das Glück hatte, Waldemar Atterdag's Tochter zu sein, und zweitens wegen ihrer in jeder Hinsicht klugen Regierung und wegen des Vorzuges, den sie bei allen vorkommenden Gelegenheiten der dänischen Nation vor der norwegischen sowohl als vor der schwedischen einräumte. Von ihrem Hofe dagegen, ihren aufwartenden Damen und Herren — mit Einem Worte — von ihrer täglichen Umgebung ward sie nicht gelobt, denn sie hatte ein heftiges, launenhaftes Temperament, welches, da sie sich niemals Zwang anthat und weshalb sollte sie das thun? dachte sie, sie nicht selten unbillig, despotisch, ja oft ganz unerträglich machte. Und wie manche Frau ist dies nicht! Man braucht nicht in die Gemächer des Hofes einzudringen, um despotische, launenhafte und eigenwillige Frauen zu sehen, die für ihre Umgebung eine wirkliche Qual sind.

„Ha! endlich bin ich allein!“ stöhnte Margaretha und schöpfte lang und tief Athem, sobald die Mädchen das Zimmer verlassen hatten. „Es ist doch ein unerträgliches Loos, sich täglich, stündlich und augenblicklich von allen diesen fremden Gesichtern bewacht und belauscht zu sehen!... Und dann in der Nacht!... Wer kann wohl sich im Schlafe bewachen?... Wer kann wohl im Traume die Zunge hindern, selbst die gefährlichsten Geheimnisse auszuplaudern! Großer St. Knut!... Und ich... ich; die... Was habe ich wohl im Schlafe gesagt?... denn ich weiß, daß ich da zuweilen spreche; doch die listigen Dirnen sind viel zu schlau, mir es wieder zu sagen... Werden sie aber vor Andern auch dieselbe Vorsicht gebrauchen?... O nein! ... Nein! Ich will niemals mehr Jemanden bei mir haben, wenn ich schlafe... nein, niemals!... Denn während des Wachens kann man sich beherrschen, nicht im Schlafe. Und ich weiß, daß ich oft im Schlafe zu reden pflege, besonders wenn ich unruhig schlafe. Nein ich werde von nun an aufhören, eine Nachtwache zu haben... ich will allein sein in meinem Schlafzimmer. Allein?... Ich?... Arme Margaretha! Jetzt redest du thörigt. Allein? Wie viele Jahre sind wohl verflossen, seitdem Du nicht mehr wagst, allein zu schlafen? Ach... leider können diese Jahre nicht

gezählt werden!... Ich allein in meinem Schlafzimmer? ... O, dann würde ich nicht so bang und so furchtsam sein, sobald die Nacht beginnt ihre Schwingen auszubreiten und das Geräusch des Tages allmählig verstummt!... Nein!... Nein!... Ich kann nicht die Nacht zubringen, ohne Jemanden bei mir zu haben, und wenn zehntausend Kerzen um mich brennten, würde ich doch zittern.

„Was war es denn, was ich träumte?..." fuhr sie fort, „o!... mannigfach ... allzu mannigfach sind die Bilder gewesen, die während dieser Nacht an meinem innern Auge vorübergezogen sind. — Und alle waren sie entsetzlich und Unglück verkündend ... alle mehr oder minder schauerlich. — O ja!... wohl schauerlich, aber unglückverkündend?... Nein! Nein! ... Es ist blos Aberglaube, der ihnen eine unglückverkündende Gestalt leiht, und eine Person wie ich muß über den Aberglauben erhaben sein. — Wir wollen doch einmal in dem Spiegel der Erinnerung diese Träume untersuchen, die mich so zittern machten und ich bin überzeugt, daß ich jetzt darüber lachen werde.

„Laßt sehen!... Zuerst träumte ich von meinem Sohne, dem jungen Könige Olaf von Norwegen. Ich träumte, daß er mir meinen Mangel an Mutterliebe vorwürfe! ... Wie einfältig!... Als ob eine regierende

Königin Zeit hätte, ihre Kinder zu lieben, wie ein Bürgerweib! — O nein... man ist so zu sagen Tag und Nacht von Regierungssorgen eingenommen... von Sorgen für das Wohl des Volkes... für die Sicherheit des Reiches... für die Erweiterung der Grenzen. Dadurch ist man genöthigt, das Kind fremden Händen zur Wartung und Erziehung zu überlassen und das vermindert die Liebe auf beiden Seiten. So würde ich dem Schatten meines Sohnes geantwortet haben, wenn er in diesem wachenden Zustande vor uns getreten wäre, aber... im Traume vermochte ich blos zu wehklagen. — Weiter machte er mir Vorwürfe über seinen Tod... warf mir vor, daß er, erst siebzehn Jahre alt, von dem Throne in's Grab steigen müssen. Dabei erinnere ich mich jedoch deutlich, daß ich ihm der Wahrheit gemäß im Traume antwortete. — Ja... ich entsinne mich, daß ich sagte, daß ich niemals zu seinem Tode beigetragen... und man lügt nicht im Traume — Und gleichwohl... wenn ich, wie man mich bat, ihm meinen erfahrenen und geschickten Pater Andreas, den heilkundigen Mann, geschickt hätte, der damals am Hofe in Roskilde anwesend war!... Vielleicht... doch, wäre ich in diesem Falle jetzt wohl Königin von Norwegen? — Und überdies... ich ließ ja Pater Andreas hinreisen... aber das war einen Tag zu spät!... Zu spät!

... Ha, ha!... Wer kann das sagen? — Menschenleben steht nicht in Menschenhänden... Olaf war ein junger, leichtsinniger Mensch, der im Gefühl seiner unbeschränkten Freiheit und im Taumel seiner zu zeitig gewonnenen Macht einherfuhr, wie ein Sturmwind ... er hatte sich auf der Jagd zu sehr angestrengt und erkältet... seine Stunde war gekommen. — Mich, seine kluge Mutter, hatte eine höhere Macht ausersehen, in seinem Reiche das Scepter zu führen. Meine Hand ist fester... mein Auge sicherer... mein Verstand reifer. — Das Volk verlor nichts bei dem Tausche.

„Laßt sehen... was stellte das zweite Traumbild vor?... Ach ja... ich entsinne mich... ich entsinne mich!... Es war der Betrüger, der falsche Olaf*), der

*) Man weiß aus der Geschichte, daß ein sonderbares Geheimniß über der Todesart des jungen Königs Olaf von Norwegen schwebte, so wie daß sein Tod lange heimlich gehalten ward. Damit soll es nach neueren Geschichtsschreibern so zugegangen sein, daß Margaretha, die kein eigentliches Recht auf den nordischen Thron besaß, schlau und listig, wie sie stets war, verstanden hatte, den Tod des Sohnes heimlich zu halten, bis sie sich eine mächtige Partei geschaffen, welche alle Hindernisse gegen ihre Wahl als Olaf's Nachfolgerin zu besiegen vermochte. Von vielen ihrer Zeitgenossen ward sie daher im Stillen beschuldigt, an dem Tode ihres Sohnes schuld gewesen zu sein, aber die Nachwelt hat sie später von dieser Beschuldigung zu

unartige Sohn der Amme, er, der mich und die beiden Nationen hintergehen wollte!... Ich sah ihn auf dem Scheiterhaufen, umgeben von den Flammen... hörte ihn den Fluch des Himmels auf mich herabrufen,

---

reinigen gesucht und gemeint, daß der Ehrgeiz nicht so weit gehen kann, daß eine Mutter ihren einzigen Sohn um's Leben bringen läßt, um seinen Thron zu erben. Es giebt jedoch jetzt noch Viele, welche das Sachverhältniß für ein verdächtiges ansehen. — Inzwischen trat, nachdem einige Jahre verflossen waren, ein junger Mann auf, der eine wunderbare Aehnlichkeit mit dem verstorbenen König hatte und behauptete, er sei es. Er gab vor, daß seine Mutter, die Königin Margaretha, ihn habe umbringen lassen wollen, aber durch eine wunderbare Schickung der Vorsehung sei er mit dem Tode verschont geblieben. Er habe aber nicht gewagt, eher als nach Verlauf von mehrern Jahren hervorzutreten. In Norwegen zeigte er sich zuerst und erklärte, seinen Thron wieder einnehmen zu wollen. Es waren Viele, die ihm glaubten und er gewann bald eine große Partei. Als aber Margaretha Nachricht davon erhielt, erklärte sie eifrig und bestimmt, ihr Sohn sei auf ganz natürliche Weise gestorben und der vermeinte König Olaf sei ein Betrüger. Da die Sache sich nun auf zwei Seiten neigte und die Nation sich in zwei Parteien theilte, erfand sie einen Grund oder führte vielmehr einen Beweis an, der für das unaufgeklärte Volk der damaligen Zeit für unumstößlich galt. Sie erklärte nämlich, daß ihr Sohn, der verstorbene Prinz Olaf, auf dem Rücken gerade zwischen den Achseln eine Warze gehabt habe. Man untersuchte nun den vorgeblichen Olaf, — er hatte keine Warze auf

weil ich ihn so hart strafte. Es that mir weh im Traume, ich entsinne mich dessen deutlich... seine Qualen zu sehen... und ich dachte, ich hätte ihn wohl sollen enthaupten, aber nicht verbrennen lassen. Aber jetzt... da ich wach bin, denke ich, daß er seine harte Strafe verdiente, denn ein ganzes Volk betrügen... eine große Königin vom Throne stürzen wollen... das ist kein Verbrechen, welches leicht gesühnt werden könnte. Und gleichwohl... wenn ich an seine arme Mutter denke... die treue Barbro, meines Sohnes Amme... wie sie weinte... wie sie mir die Füße küßte... wie sie sich vor mir im Staube krümmte und mich bat, ihn mit dem Feuertode zu verschonen!... Da war ich hart, daß ich so den Bitten einer Mutter Ohren und Herz verschließen konnte!... Doch ich war Königin... eine beleidigte Königin... Milde wäre Feigheit gewesen... ich mußte streng sein, wenn ich nicht noch mehr Versuche erleben wollte, mir einst den Scepter, den ich trage, zu entreißen. Und gleichwohl... wenn

---

dem Rücken und ward daher für einen Betrüger und Abenteurer erklärt. Bei näherer Untersuchung fand sich, daß er der Sohn der Amme des verstorbenen Königs war und daraus erklärt sich, wie er so viele Personen und Begebnisse am dänischen Hofe kennen konnte. — Seine Strafe war, lebendig verbrannt zu werden.

ich bedenke, daß die arme Frau aus Verzweiflung, wahnsinnig ward und in dem Heiligengeisthause *) hier in Kopenhagen starb... so thut mir die beklagenswerthe Barbro noch bis auf diese Stunde leid... aber ich mußte dem Volke ein Beispiel von meiner Festigkeit und Entschlossenheit geben. Dies hat seine gute Folgen. Wenn man Regent ist, darf man nicht immer das Herz sprechen lassen.

„Und nun ... wie war es denn weiter? — Ich hatte noch einen Traum, im Anfange lieblich, wie der erste Frühlingsmorgen des Lebens, aber später fürchterlich, wie eine Gewitternacht im Finstern. — Mir träumte, ich wäre noch jung ... munter ... warm für die Freuden des Lebens ... bezaubert von dessen Hoffnung auf Seligkeit und Genuß — mit Einem Worte, ich glaubte mich in die Zeit zurückversetzt, wo ich so eben in einem Alter von einigen zwanzig Jahren Witwe geworden, zu meinen Füßen eine Menge gekrönter, den Purpur tragender Anbeter sah, aber — sie alle verschmähte ... denn Margaretha war nicht zum Gehorsam geschaffen. Einmal frei, wollte ich es auch bleiben. — Aber deswegen sah ich mich nicht als zur Entbehrung des höchsten Gutes verurtheilt an, dessen, welches

*) Ein damals so genanntes Hospital für Kranke und Wahnsinnige.

allein die Seligkeit des Lebens ausmacht — der Liebe nämlich, vor welcher jede andere Seligkeit erbleicht, wie die Sterne vor den Strahlen der Morgenröthe. — Wohl wußte ich, daß man nicht auf dem Throne, sondern außerhalb desselben diese herrliche himmlische Blume pflücken soll ... aber ich wollte doch frei sein — frei von allen Banden ... allen schweren Pflichten, frei vom Zwange der Rechenschaft, der Vorstellung. — Im Traume sah ich mich daher wieder in jene herrliche, ewig betrauerte Zeit zurückversetzt, wo ich meinem schönen liebenswürdigen Beichtvater, dem Abt von Sorö, eine Liebe widmete, wie ich sie niemals wieder einem Manne habe schenken können. — Im Traume sah ich ihn wieder, so wie er vor ungefähr vier und dreißig Jahren war ... mit dem vollen schwarzen Haare, dessen Lockenkranz beinahe die Tonsur verbarg ... mit dem schönen schwarzen Barte, der auf die breite Brust herabwallte ... mit den großen braunen Augen, welche glühen konnten, wie die Sonne und schmachten wie der Mond — so wie er dann aus dem Beichtstuhle hervortrat, um sich seufzend und flehend zu den Füßen des erstaunten Beichtkindes niederzuwerfen — so sah ich ihn in dem Traume dieser Nacht wieder, aber nur auf einige Secunden. — Denn so wie eine Hexe ihren Zauberstab schwingt und mit einem Male Alles um sich

her verwandelt, so verwandelte sich auch der schöne Liebling meiner Sommertage in einen abgelebten, gebückten Greis, der mit dünnen, grauen Locken, gelben, eingefallenen Wangen, kleinen, tief im Kopfe sitzenden, trüben Augen an einer Krücke einherwankte. Ich stieß einen Angstschrei aus über diese plötzliche Verwandlung der Blüthe der Jugend in das Schreckbild des Alters und wollte meine Hände auf die Augen legen, um den abstoßenden alten Mann nicht zu sehen. Aber ich vermochte das nicht. Mir war es, als wenn der alte Mann meine Hände faßte und sie festhielte, während er mit einer Stimme, so dumpf als ob sie aus dem Grabe käme, rief: „Weib! ... wo hast Du das junge Mädchen, welches der Verführung der Welt entrückt und Gott geweiht werden sollte, um im Kloster die große Schuld seiner Eltern zu sühnen?“ Aber ich dachte an das Gespenst ... denn ein solches war er jetzt ... hatte die Arme eines Gerippes ... ohne Fleisch ... nichts als Knochen und Gelenke, und als ich ihm in's Gesicht sah, grins'te dieses entsetzlich und verwandelte sich in einen fleischlosen Todtenschädel. — Heilige Jungfrau! ... Welch ein Traum! Ich schaudere jetzt noch, wenn ich daran zurückdenke.

„Und dann ... was war weiter? ... Es war noch

etwas ... denn ich entsinne mich, daß dieser Traum von wenigen Stunden nur eine Kette Scheußlichkeiten ausmachte. — Dann? ... Ja richtig ... dann träumte ich, daß ich mehrere Tausende verstümmelter, blutiger, zerfleischter menschlicher Körper sähe. Es war mir, als wären sie alle todt, während sie gleichwohl mit Tausenden und Hunderten schreiender, winselnder, kreischender, jammernder und verwünschender Stimmen mir zuriefen, daß sie, wenn ich und mein Ehrgeiz nicht gewesen, in Ruhe auf ihrer blühenden Insel Femern hätten sitzen können, ohne diese furchtbaren Qualen zu erdulden. — Ich entsinne mich, daß ich durch diesen Anblick ... durch diese Worte ... schmerzlich berührt ward ... aber ich besaß doch noch so viel Kraft, daß ich antwortete, nicht ich, sondern König Erich sei Schuld an ihrem Unglück. — Denn Krieg muß ja sein ... der Stärkere besiegt den Schwächern. So ist es von Anfang der Welt an gewesen und so wird es bleiben, so lange sie steht. — Aber deshalb kann man ja menschlich zu Werke gehen. Ich hatte dem empfindlichen Erich nicht geheißen, so unsinnig gegen die armen Inselbewohner zu wüthen."

Die Königin, die anfangs flüsterte, setzte dann ihr Alleingespräch blos in Gedanken fort. Sie hatte

ein bewundernswürdiges Vermögen, mit falschen Sophismen die Stimme des Gewissens jedes Mal, wo dieselbe sich erhob, zum Schweigen zu bringen. — Die arme Frau! — Sie war so weit entfernt, glücklich zu sein. Denn nur zu oft mußte sie sich auf diese Weise mit dem aufrührerischen Gewissen herumstreiten, welches sie fortwährend belästigte.

„Ich muß doch den Traum dieser Nacht dem Bischof Jerechini beichten,“ fuhr sie nach einigem Schweigen fort. „Doch, es ist sonderbar, wie viele Mühe es mir kostet, vor diesem Manne aufrichtig zu sein. — Aber König Erich, dessen großer Günstling er ist, hat gewünscht, daß ich diesen Jerichini zum Beichtvater habe, wenn ich in Dänemark verweile ... und ich will es Erich nicht abschlagen, oder vielmehr, ich habe meinen geheimen Grund, mich in dieser Sache seinen Wünschen nicht zu widersetzen. — Beichten muß ich so bald als möglich ... und überdies muß ich nun den Klöstern und Kirchen hier in Dänemark auch mehr geben. — Dabei kommt mir der Schatz gut zu statten, den ich in diesen Tagen von Schweden erwarte. — Ha! — Diese Schweden! ... Sie glaubten, behalten zu können, was ihr geiziger, habgieriger Bischof zusammengescharrt ... aber Margaretha war ihnen zu schlau. — Schätze sind hier besser anzuwen-

den, denn hier kann ich sie sichtbar machen, indem ich die Geistlichen damit beschenke. In Schweden würde man mir vielleicht nicht dafür danken. Es ist genug, daß ich das Kloster Wadstena mit Wohlthaten überhäufe ... aber das thue ich hauptsächlich um meiner Jugendfreundin, der Aebtissin Ingegerd willen."

Nachdem die gefeierte Königin auf diese Weise mit sich selbst philosophirt und nachdem es ihr gelungen, durch falsche Vernunftgründe alle Vorwürfe ihres Gewissens zu widerlegen, so daß dieselben sich wieder auf einige Zeit willig und gehorsam schlafen legten, klingelte sie ihrer Dienerschaft. Zwei junge Hoffräulein traten ein.

„Wie viel Uhr ist es?" fragte sie eifrig.

„Es ist noch nicht fünf, gnädige Königin," antwortete mit tiefer Verbeugung eine der jungen Edeldamen.

„In diesem Falle hätte ich Lust zu versuchen, ob ich noch einige Stunden schlafen kann," sagte Margaretha.

Die jungen Hofdamen verbeugten sich und näherten sich wieder der Thür.

„Wer hat die Wache bis sechs Uhr?" fragte die Königin.

„Karna und ich," antwortete die eine der jungen Damen, ein Fräulein von Schonen.

„So setzt Euch an mein Bett, aber verhaltet Euch ruhig“ befahl die allmächtige Herrscherin.

Die jungen Hofdamen gehorchten sofort, ohne ein Zeichen des Widerwillens, aber ein verstohlener Blick, den sie inzwischen miteinander wechselten und der der Königin gänzlich entging, verrieth hinreichend, wie mißvergnügt sie darüber waren und daß sie lieber gewünscht hätten, draußen im Schloßgarten lustwandeln zu können, wo die Sonne jetzt ihre belebenden Strahlen über die hellgrünen Grasteppiche ausbreitete und wo die Vögel zum neuen Leben erweckt, in den schattigen Gebüschen der Alleen ihre Morgenlieder anstimmten, als hier in diesem unerträglich heißen Zimmer zu sitzen mit den dunkeln Tapeten und dem peinlichen Eindruck, den es vor ein paar Stunden gemacht hatte.

Aber die Königin schlief ein und schlief ruhig und fest bis um neun Uhr.

III.

Der schöne klare Maitag, der auf die eben beschriebene unruhige Nacht folgte, war schon eine gute Strecke auf seiner Bahn vorgerückt. Es konnte ungefähr gegen Eilf Uhr des Vormittags oder etwas darüber sein, als die Königin Margaretha schon völlig angekleidet, ja festlich geschmückt, wie sie sich jetzt noch immer zu zeigen pflegte, an einem der offenen Thurmfenster eines Zimmers stand, welches die Aussicht auf den Burggarten hatte. An ihrer gerunzelten Stirn und den gesenkten Augenbrauen sah man, daß sie in tiefen Gedanken war, für ihre Umgebung ein Grund mehr, sich in gehöriger, ehrfurchtsvoller Entfernung zu halten.

Während sie so dastand und auf — nichts blickte — wenn wir die Wahrheit gestehen sollen, denn

ihre Gedanken waren viel zu weit entfernt, um auf irgend einen Gegenstand innerhalb ihres Sinnenkreises Acht zu geben — während sie so, sagen wir, an die Marmorbekleidung der Fenstervertiefung gelehnt, dastand, hörte man plötzlich den Wächter auf dem höchsten Thurme in sein Horn blasen, dessen durchdringender, langanhaltender Ton von sechs ähnlichen von den niedrigeren Thürmen beantwortet ward.

„Ein Reisender naht,“ sagte Margaretha, aus ihrem Brüten erwachend.

„Es werden doch nicht Feinde sein!“ rief eine kleine Hofdirne mit ängstlicher Miene.

Die Königin würdigte sie keiner Antwort, sondern warf ihr nur einen verächtlichen, vorwurfsvollen und strafenden Blick zu, der vollkommen hinreichte, sie zittern zu machen und ihr noch nebenbei eine Menge demüthigender und verletzender Zurechtweisungen von den übrigen im Zimmer Anwesenden zuzuziehen, welche höher in der Gunst der Königin zu steigen glaubten, wenn sie geflissentlich mißbilligten, was sie selbst — die hohe Tonangeberin für alle an ihrem Hofe laut werdenden Gefühlssaiten — so eben als unrichtig bezeichnet hatte.

„Wie gedankenlos auch Vendela ist!“ sagte eine

andere Zofe. „Wie sollte wohl ein Feind so unvermuthet über uns kommen können?“

„Man hört es, daß Jungfrau Vendela nicht nachdenkt, bevor sie spricht,“ setzte eine andere Edeldame hinzu. „Unter einer Regierung wie die der Königin Margaretha, brauchen wir, allen Heiligen sei es gedankt! keine Ueberrumpelung zu fürchten.“

„Ueberdies glaube ich, daß Jungfrau Vendela ein besseres Gedächtniß haben sollte,“ sagte einer der diensthabenden Hofherren.

„Gedächtniß?“ wiederholte das verlegene Mädchen.

„Ja, Gedächtniß,“ hob der Hofherr wieder an, der so eben gesprochen. „Es ist ja ordentlich grausam, so ganz und gar Dänemarks Söhne zu vergessen, welche jetzt ihr Blut für dessen Ehre vergießen.“

„Und unsern gnädigen König!“ rief ein zweiter Hofherr ... „Unseren jungen tapferen König, der an der Spitze seines Heeres steht. — Ach ... so lange können wir ruhig hier sitzen, ohne fürchten zu müssen, daß der Feind uns einen Besuch abstattet.“

Obschon Margaretha selbst den Enkel ihrer Schwester, Heinrich von Pommern, gewählt und es ihr nicht wenig Mühe gekostet hatte, ihn zu ihrem Nachfolger ernennen zu lassen, so wie sie auch, um ihn schon bei ihren Lebzeiten auf dem dreifachen Throne

des Nordens zu befestigen, zu ihrem Mitregenten erhob, hörte sie ihn doch nicht gern rühmen, obschon dies mehr um ihret- als um seinetwillen geschah, denn die dänische Nation liebte Erich nicht ... ihn aber gar nicht loben, wäre ja gleichsam eine stillschweigende Mißbilligung von Margarethens Wahl gewesen. Wahrscheinlich hatte die kluge Königin, wiewohl zu spät, schon längst eingesehen, daß sie sich mit der Wahl ihres Thronfolgers übereilt, so wie daß Erich in so vielen Punkten die Hoffnungen täuschte, die sie während seines Aufwachsens sich von ihm gemacht. — Zu ihrem immer mehr und mehr zunehmenden Kaltsinn gegen ihn trug jedoch am allermeisten der Undank bei, den er ihr bei so vielen Gelegenheiten bewies, und die Geringschätzung sogar, die er, so oft es ihm nur möglich war, gegen seine alte Verwandte durchblicken ließ, die doch seine Wohlthäterin war — eine Geringschätzung, die ihren Grund sowohl in seinem Mangel an Achtung gegen das weibliche Geschlecht im Allgemeinen, als in dem Neide hatte, den er gegen Margarethens überlegenen Verstand und die Schlauheit hegte, die sie bei allen Gelegenheiten offenbarte, wo es sich um Regierungsfragen handelte.

Der Hofherr, welcher zuletzt gesprochen und welcher der Königin durch das Lob ihres königlichen Ver-

wandten zu schmeicheln geglaubt, hatte sich sehr geirrt, denn die Königin, mißvergnügt, etwas rühmen zu hören, was niemals in der Welt existirt, nämlich König Erich's Tapferkeit, rief sogleich in befehlendem Tone:

„Ruhe da! ... Es ist mir, als hörte ich die Zugbrücke rasseln.“

Sie hatte sich nicht getäuscht; die schwere Brücke rasselte wirklich in ihren gewaltigen Ketten, während sie niedergelassen ward.

Ein lautes Geräusch wie von rasselndem Fuhrwerk und den Hufen vieler Pferde ließ sich jetzt deutlich hören und spannte die Neugier Aller, so daß Keiner mehr auf seinem Platze im Zimmer stehen blieb, sondern sich Alle nach dem Fenster zogen, welches dem, an welchem die Königin stand, sich zunächst befand.

Der ankommende Zug war nun dicht vor dem Thore des Burghofes, in welchem sich nicht eine kleine Gangthür öffnete, wie für Fußgänger oder eine etwas größere, wie für einen oder zwei Reiter, sondern die Winden wurden wieder in Bewegung gesetzt und das schwere, mit seinen ellenlangen, scharfen, tief in die Erde eindringenden Eisenzähnen versehene Thor ganz und gar in die Höhe gewunden.

Was sich nun den Blicken der Spähenden zeigte, würde, im Falle es in unserer Zeit überhaupt gese=

hen werden könnte, recht sonderbar anzuschauen sein, aber zur Zeit unserer Geschichte erweckte es höchstens Neugierde bei den in das Geheimniß nicht Eingeweihten, wiewohl eine innige Freude bei der Person, welche wußte, was dieser wunderliche Zug bedeutete, und diese einzige Person in ganz Dänemark war für den Augenblick die Königin Margaretha, welche auch bei diesem Anblick die Hände zusammenschlug und mit wirklich strahlender Miene ausrief:

„Die Heiligen seien gepriesen! ... Endlich ist er unter Dach.“

Diese für die Umgebung der Königin geheimnißvollen Worte gaben viel Stoff zum Nachdenken, besonders da man meinte, der Zug sei noch nicht unter Dach, so lange sich derselbe auf dem Burghofe unter freiem Himmel befände.

Der Gegenstand, welcher Margarethens freudigen Ausruf veranlaßte, war ein ziemlich großer Kasten von Eichenholz, einfach gearbeitet, aber mit dichten und starken Eisenrändern versehen und mit sieben großen Vorlegschlössern, gerade so wie das mit sieben Siegeln verschlossene Buch, wovon die Bibel spricht. Der genannte Kasten stand auf einem großen, plumpen, aber dauerhaften Wagen, einem von den wenigen Fuhrwerken, welche man damals im Norden kannte,

wo alle Reisen größtentheils zu Pferde oder zu Fuße gemacht wurden. Die vier außerordentlich großen Räder dieses Wagens rasselten ganz entsetzlich sowohl über die mit Eisenschienen beschlagene Zugbrücke, als über das Steinpflaster des Burghofes. Auf dem Kasten selbst saß einer von den dänischen Vögten der Königin Margaretha, und den Dienst des Fuhrmanns verrichtete ein dänischer Soldat von geringem Aussehen. Rund um den Wagen gingen zwölf Mönche von dem in Dänemark angelegten Brigittinerkloster in ihren häßlichen grauen Kappen, deren Kapuzen sie zum Schutz gegen die brennende Vormittagssonne tief über das Gesicht heruntergezogen hatten, so daß man von den Gesichtern der frommen Väter nichts weiter sah, als die lauernden Augen und eine mehr oder minder häßliche Nase, die entweder von genossenem Moste blühete oder von Fasten und Wachen bleich geworden war, denn zu jener Zeit gab es sowohl fanatische als freisinnige Mönche.

Aber rund herum um die zu Fuße wandernden zwölf Klosterbrüder, welche alle mit einander während dieses langsamen Fahrens die eine Hand auf die eichene Kiste gehalten hatten, gleich als ob sie fürchteten, daß sie vom Wagen herunter springen könne, ritt eine

Schaar Reiter, ungefähr fünf und zwanzig an der Zahl.

Es wäre daher ein sehr gewagter und vergeblicher Versuch gewesen, wenn Jemand Lust gehabt hätte, während der langsamen Reise den Schatz zu rauben, — denn ein Schatz war es, was in der Kiste verwahrt ward, das sah man an den übertriebenen Sicherheitsmaßregeln.

Inzwischen war er nun glücklich im Hafen, nämlich auf dem großen Burghofe von Roskild's königlichem Schlosse. Es war nun weiter nichts mehr zu thun, als ihn vom Wagen herunter zu heben und hineinzutragen, was auch geschah.

In das westliche Gewölbe ward die geheimnißvolle Kiste niedergesetzt und die Mönche blieben rund um dieselbe herum stehen, um sie äußerlich zu bewachen, während die Reiter, deren Schutz nun nicht mehr nöthig war, ihre Pferde fortführten, wogegen der Voigt und der Geistliche, die auf dem Wagen gesessen, in das Schloß hinauf eilten, um vor der Königin Margaretha Rechenschaft abzulegen, wie und auf welche Weise es ihnen gelungen war, ihren Auftrag zu vollziehen.

Margaretha konnte kaum ihre Ungeduld bemeistern, welche sie in so hohem Grade beherrschte, daß

sie ihre Würde als Königin bei Seite setzte und den eintretenden Herren einige Schritte entgegen ging. Aber dieses Vergessen Dessen, was, wie man damals glaubte, eine Königin beobachten mußte, wozu Margaretha sich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten verleiten ließ, war nur augenblicklich, denn sie besann sich schnell, grüßte mit verstellter Ruhe die sich verneigenden Herren und entfernte ihre Umgebung durch eine majestätische Geberde.

Nicht so bald sah sie sich mit dem Voigt und dem Geistlichen allein, als sie mit fast jugendlicher Lebhaftigkeit rief:

„Es ist also vollständig gelungen!"

„Ja, gnädigste Königin," antwortete der Voigt, „es ist gelungen."

„Es ist gelungen, mit dem Beistand der heiligen Jungfrau und des heiligen Knut," fügte der Mönch hinzu, welcher es gerathen fand, in das begonnene Gespräch einige fromme Ausdrücke einzumischen.

Die Königin setzte sich und die beiden Männer blieben ihr gegenüber stehen.

„Ich erfuhr durch Euern Brief, Pater Sven Sörenssen, daß die Kiste glücklich in Euern und Herrn Lars Tönnesson's Händen sei," sagte sie zu dem Mönch, mit einem Seitenblick auf den Voigt. „Aber

das Schwerste blieb noch zu thun, nämlich den Schatz unangetastet und wohlbehalten über die Grenze und nach Dänemark zu bringen. — Nun ist das auch geschehen — wofür eine besondere Dankmesse hier in der Kapelle gehalten werden soll. — Könnt Ihr mir nun wohl berichten, Ihr guten und redlichen Männer, wie es mit der Sache selbst zuging, als der Schatz den Klauen des schwedischen Prälaten, die ihn umspannt hielten, entrückt ward?"

„Euer Gnaden hat jetzt, wie stets, Ihrem geringen Diener nur zu befehlen," antwortete der Mann der Kirche widerwärtig lächelnd, während der barsche Voigt rauh und minder geschliffen, nur mit einer stummen Verbeugung in die Aeußerung seines Reisegefährten einstimmte.

Aus seiner Miene und Haltung schien hervorzugehen, daß er es gern sah, daß Sven Sörenssen es über sich nahm, das Wort zu führen. Dieser begann daher seinen etwas langen Bericht folgendermaßen:

„Ihr werdet Euch erinnern, gnädigste Königin, daß der Sitz des geldgierigen Bischofs Henrik Carlsson Marienburg heißt und nördlich von der schwedischen Hauptstadt gelegen ist."

„Ja," antwortete die Königin. „Ich entsinne mich dessen sehr gut, denn ich besuchte diesen Ort ein=

mal während eines kürzern Aufenthalts in Schweden, aber Gott weiß, daß Bischof Henrik auch bei dieser Gelegenheit vollkommen bewies, daß er den Beinamen des Gierigen mit Recht verdiente. — Doch ... das gehört nicht hierher ... er ist nun in die Stadt der Todten gekommen, wohin er nichts hat mit sich nehmen können."

„Nein ... es muß ihm aber wohl schwer angekommen sein," hob Pater Sven wieder an ... „wenigstens kann man dies vermuthen, da er in seinem Garten so viel Geld und andere große Schätze zu vergraben für gut fand."

„Wißt Ihr das gewiß?" fragte die Königin.

„So gewiß, gnädigste Königin, als wie daß ich und der ehrenwerthe Herr Lars Tönnesson jetzt die Gnade haben, vor Eurem huldreichen Antlitz zu stehen. — Die Schweden haben, sobald als der Bischof beerdigt war, sich beeilt, den Schatz auszugraben, von dessen Dasein doch eigentlich Niemand bestimmte Kenntniß haben konnte. Es ging das Gerücht, daß sie von dem erwähnten Gelde und anderem Besitzthum ein Kloster zu erbauen beabsichtigten."

„Nämlich mit meiner und des Königs Erich Erlaubniß," fiel Margaretha stolz ein. „Nun weiter — Wie war es, als Ihr nach dem Bischofssitze kamt?"

„So weit sind wir gar nicht gekommen,“ antwortete der Mönch; „denn gerade als wir das schöne Marienburg zu Gesicht bekamen, eine übrigens ganz wohlbefestigte Burg, die auf einem schönen Vorgebirge in der Bucht von Enköping liegt, umgeben von dichtbelaubten Wäldern, und als wir uns eben so recht innig über diese herrliche Lage zwischen den Küsten von Grönegarn und Svennegarn freuten, sahen wir in einiger Entfernung einen Zug auf der großen Landstraße, die nach Upsala führt, uns entgegen kommen. Wir zweifelten keinen Augenblick, daß dies eben die Geld- oder Juwelenkiste von Marienburg sei, die der verstorbene Bischof Carlsson dem Domkapitel in Upsala vermacht hatte, um so mehr, als wir den Tag wußten, wo sie fortgeschafft werden sollte. Wir eilten daher mit Pferden und Leuten in den Wald hinein und die Schweden, die nichts bemerkt hatten, setzten langsam ihren Zug fort. Weder Hinterlist noch Gewalt in Betreff eines ihrer Kirche zugehörigen Schatzes fürchtend, hatten sie die Unvorsichtigkeit begangen, bloß vier Reiter zur Bewachung des Schatzes mitfolgen zu lassen, außer welchen etwa noch zwanzig Mönche von Upsala den Wagen umringten. Auf die Kiste selbst aber hatte sich Dompropst Johann

gesetzt, der dafür verantwortlich war, daß sie richtig an Ort und Stelle gebracht würde."

„Nun?" fragte die Königin. „Wie konnte es da gelingen?"

„Ein schwedischer Priester ist nicht ein dänischer Priester," meinte Pater Sven; „es sei dies genug gesagt zu unserer Vertheidigung, wenn ich hinzufüge, daß der Mensch eine bewegliche Sache ist. Es versteht sich von sich selbst, daß wir Alle zusammen aus dem Walde, wo wir uns versteckt hatten, in demselben Augenblicke hervorstürzten, wo die sorglose Schaar im Begriff war, ganz gemächlich an uns vorbeizuziehen. Dem Dompropst, Meister Johann, der sich um mehrerer Sicherheit willen auf die Kiste gesetzt hatte, näherte ich mich und forderte ihn ganz höflich auf, sich von dem Wagen herabzubemühen, da es meine und meiner Begleiter Absicht sei, ihn der weitern Mühe wegen des Fortschaffens der Kiste zu überheben."

„Und was antwortete er auf diese Aufforderung?"

„Ganz natürlich ereiferte er sich im Anfange und meinte, ich sei ein wahnsinniger Mensch, wenn ich mir in priesterlichem Gewande herausnehmen wollte, die Leute auf der offenen Landstraße zu überfallen."

„Aber Ihr fügtet doch dem geistlichen Manne nichs Uebles zu?“ fragte die Königin ängstlich.

„Gewiß nicht, gnädigste Königin. — Ich sagte ihm ganz freundlich, daß ich Prior in einem Kloster von Kopenhagen wäre und daß ich Befehl hätte, im Namen der Königin Margaretha den von dem verstorbenen Bischof Henrik Carlsson dem Domkapitel zu Upsala vermachten Schatz nach Roskild zu bringen, weil dies der Wunsch unserer gnädigen Königin sei.“

„Wohlan! ... Da hörte er wohl sogleich auf, Einwendungen zu machen?“

„O bewahre! — Er glaubte nicht ein Wort von dem, was ich sagte. Im Gegentheil behauptete sowohl er als die andern schwedischen Mönche, daß sie unter dänische Straßenräuber gerathen seien und fingen an sich zu bekreuzen.“

„Es wäre gut gewesen, sie bei diesem Glauben zu lassen,“ meinte Margaretha.

„Das thaten wir nun auch, gnädigste Frau. Die Unterhaltung dauerte nun nicht mehr lange, denn der Herr Voigt mit seinem heißen Kriegerblut hatte das lange Zögern schon längst satt. Er trat ganz kühn vor, hob den Dompropst Johann vom

Wagen herunter und setzte sich selbst darauf.*) Die vier Reiter stürzten nun herbei, um den Dompropst

*) Jedes Wort in Bezug auf den Vorfall mit der, dem Domkapitel zu Upsala vermachten und später auf offener Landstraße geraubten Kiste mit Geld, Gold und Juwelen ist historische Wahrheit. Auf der Stelle wo Marienburg stand, liegt jetzt ein großer Herrensitz, Haga genannt. In dem dazu gehörigen Garten sollen lange nach dem oben beschriebenen Ereigniß Todtengerippe aus der Erde gegraben worden sein, woraus man schloß, daß derselbe früher ein Begräbnißplatz gewesen. Endlich war man auf ein Bischofsgrab gestoßen und in diesem auf die in Folge künstlichen Balsamirens wohlerhaltene Leiche eines Bischofs, wahrscheinlich des obengenannten Henrik Carlsson. Unter der rechten Hand der Leiche soll ein Buch in silbernem Einbande gelegen haben, der an den Ecken mit großen Diamanten eingefaßt war. Dies Buch soll noch jetzt in der Wrangel'schen Familie aufbewahet werden. Auf der Brust der Leiche aber soll ein Bischofskreuz von Gold und so reich mit Edelsteinen besetzt vorgefunden worden sein, daß, wie man sagt, das große massive Haus in Haga für den Werth dieses Kreuzes erbaut ward.

Alle schwedische Geschichtsschreiber erzählen diese Gewaltthat Margarethens, welche sie so öffentlich auszuüben für gut fand. Es muß eine betrübte Zeit der Gesetzlosigkeit und Unordnung gewesen sein, wenn solche Thaten ausgeführt werden und gelingen konnten. — Afzelius sagt aus diesem Anlaß: „In Folge solcher Vorgänge geriethen die Namen der Königin Margaretha und des Königs Erich hier zu Lande in große Verachtung, und in der Chronik lies't

zu vertheidigen, aber einer der Unsern gab einem der schwedischen Söldner seinen Theil, so daß er taumelte, während einige der andern Reiter, die zu uns gehörten, sich anschickten, über die andern drei Schweden herzufallen. Aber diese ließen es nicht so weit kommen, sondern entflohen in gestrecktem Galopp. Nachdem es auch mir gelungen war, auf den Wagen zu klettern und mich neben Herrn Lars Tönnesson zu setzen, fuhren wir ganz ruhig unsern Weg weiter und ließen die schwedischen Mönche auf der Landstraße stehen, wo sie uns eine Menge Verwünschungen nachschleuderten, die aber doch vom Winde hinweggeführt wurden."

„Mir scheint doch," seufzte Margaretha, „daß diese Verwünschungen eine bedenkliche Sache sind. Bedenkt, wenn sie in Erfüllung gingen und wenn dieser Schatz Unglück über die Klöster und andere fromme Stiftungen brächte, zu deren Vortheil ich ihn anzuwenden gedenke?"

„Beruhigt Euch, gnädigste Königin," sagte Pater Sven ganz unverschämt. „Wir Geistlichen haben

---

man über Margaretha die Gedächtnißworte: — „Die Dänen verehrten sie, wie eine Göttin, aber die Schweden sahen in ihr eine Qual der Hölle. —" Afzelius, Sagengeschichte IV. Heft, S. 79.

so viel Mittel in den Händen, um den Gegenstand zu reinigen, der in unsern Bereich kommt. Da wir nun den Schatz in Händen haben, so werden wir schon auch dafür sorgen, daß er uns nicht zum Unglück gereiche."

„Euer Kloster soll sicherlich auch Etwas bekommen, Pater Sven. Inzwischen beunruhigt es mich doch, daß man mit Priestern und nicht mit Laien genöthigt gewesen ist, um dessen Entführung zu kämpfen."

„Ja... aber diese Priester waren doch Schweden," antwortete Sven. „Das ändert die ganze Sache."

„Allerdings," entgegnete die Königin. „Aber die Schweden und Dänen sind jetzt nicht mehr Feinde, unter Einem Scepter vereinigt, sind sie Brüder."

Der dänische Mönch zog hierbei eine häßliche Grimasse.

„Ich glaube," sagte er, „es wäre leichter, Feuer und Wasser zu verbrüdern, als diese beiden Völker, die in Ewigkeit niemals sich vertragen werden. — Von unserer großen Königin Margaretha war es eine Handlung der Klugheit und Größe, deren Andenken in der Geschichte niemals aussterben wird, alle Völker des Nordens unter einem einzigen Scepter zu vereinigen; aber die Herzen dieser Völker können deshalb nicht ge-

beugt werden; sie bleiben, wie sie sind, ob nun die drei Völker unter Einem Regenten vereinigt oder unter zehn vertheilt sind.“

„Ich fürchte, Ihr habt Recht,“ antwortete die Königin nachdenklich. „Auch kostet es mir, aufrichtig gesagt, viel Mühe, meinen Unwillen gegen die schwedische Nation zu bekämpfen. Wenn ich ein Mal — und der Himmel weiß, daß es niemals ohne Zwang geschieht — in Schweden sein muß, so befinde ich mich alle Mal höchst unwohl und fühle eine schmerzliche Sehnsucht nach Dänemark. Doch — was sollte ich thun? — Die Schweden warfen sich unter meinen Schutz und ... ein Narr ist der, welcher, eine königliche Krone vor seinen Füßen liegen sehend, sich nicht niederbückt, um sie aufzuheben und sich auf das Haupt zu setzen. — Oder was denkt Ihr, meine beiden Herren?“

„Ich für meinen Theil denke,“ entgegnete der Voigt Lars Tönnesson, der bis jetzt noch nicht an dem Gespräche Theil genommen, „ich denke, daß mehr als männliche Schultern dazu gehören, die Last von drei Königskronen zu tragen, so wie daß unsere große Königin täglich beweis't, daß sie solche starke Schultern besitzt und daher mehr als ein Mann ist, weil sie mit der starken Seele und dem unbeugsamen Willen eines

Mannes die Geschmeidigkeit und Schlauheit eines Weibes vereinigt, und so lange das dreifache Scepter von solchen Händen geführt wird, was die heilige Jungfrau Maria noch lange so bleiben lassen möge, hat es mit den drei Völkern keine Noth."

„Ich hoffe das auch," antwortete die Königin, von dieser Schmeichelei sichtbar angenehm berührt. „Aber," fuhr sie fort, indem sie sich wieder zu Pater Sven wendete, „mir scheint, als ob Ihr mit Euerm Bericht noch nicht zu Ende wäret."

„Ich habe nicht mehr viel hinzuzusetzen," antwortete Sven Sörenssen. „Die Reise ist, wie Euer Gnaden selbst finden, langsam gegangen, aber der Weg hierher war auch ziemlich lang, und wir waren oft genöthigt, in den schwedischen Bauernhäusern zu verweilen, wo die Pferde gewechselt wurden."

„Aber Ihr habt doch keine Gewaltthaten verübt?" fragte Margaretha, die sich gern den Schein von Menschlichkeit geben wollte. „Ihr habt doch den Leuten nicht zugemuthet, Euch umsonst zu speisen und zu beherbergen?"

„Bewahre uns Gott davor!" rief der Mönch. „Nein — wir griffen in die von Euer Gnaden uns gegebene Reisekasse und bezahlten ordentlich unsere Her-

berge und Zehrung in den Krügen*), wie König Erich streng verordnet hat."

„Das ist recht," sagte die Königin. — „Diesmal hatte Erich einen Gedanken, der nicht so thörigt war und zu dem ich nicht anders als meine unbedingte Einwilligung geben konnte. Stießen denn Euch während des langen Weges keine weiteren Gefahren zu?"

„Nicht eine einzige, gnädigste Königin," antwortete der Voigt, „und darüber war ich, wenn ich die Wahrheit sagen soll, ein wenig mißvergnügt."

„Wie so?" antwortete Margarethe verwundert.

„Nun," antwortete der dänische Kriegsmann, „weil ich wenig Ehre einzulegen glaubte, wenn ich diese Kleinodien so friedlich und gemächlich nach Dänemark brächte, ohne mich unterwegs ein paarmal mit den

*) Die Geschichte erzählt, daß König Erich der Dreizehnte der Erste gewesen sein soll, der die sogenannten Krüge erfand oder anordnete und zwar in allen drei nordischen Reichen. Dieselben waren aber damals nicht wie jetzt schlecht angesehen und Tummelplätze für die Ausschweifungen des gemeinen Volks, sondern schlichte Herbergen, wo man für Bezahlung Speise und Quartier bekam, anstatt daß die Reisenden, besonders Kriegsleute, vorher dem armen Landmanne Alles mit Gewalt abnahmen, der sehr oft durch solche zudringliche Gäste total ruinirt ward.

tapfern Schweden herumgeschlagen zu haben, denn das sind sie doch, man mag übrigens von ihnen sagen, was man will. Ich glaube, daß ich stolzer vor meine Königin getreten sein würde, wenn ich eine oder die andere Narbe von dieser Reise mitgebracht hätte, die mir anfangs so abenteuerlich und gefahrvoll vorkam, später aber so still und einförmig ablief."

„Und ich dagegen meine," sagte die Königin mit gnädigem Lächeln, „daß ich Euch, Herr Lars, ohne blutige Narben weit lieber wiedersehe. — Habt Dank einstweilen, lieben Freunde! Euer redlicher Eifer soll nicht unbelohnt bleiben. Vor allen Dingen müssen wir nun doch an einen Willkommentrunk und eine Mahlzeit sowohl für Euch beide als für Alle denken, die mit auf der langen Reise waren."

„Für eine solche Güte danke ich demüthigst sowohl im Namen aller meiner Kameraden als in meinem eigenen," antwortete Lars Tönnesson sich verneigend. „Ein Becher Wein wird vortrefflich schmecken, um den Staub hinunter zu spülen und die Hitze zu kühlen."

„Ihr sollt mehr als Einen Becher bekommen und zwar von meinem besten im Keller verwahrten Weine," antwortete die heitere Königin, die mehr als sie sich

merken lassen wollte, in ihrem Innern über den glücklich ausgeführten Straßenraub jubelte.

Aber als sie die Hand nach der goldenen Klingel ausstreckte, um ihre Hofleute herbeizurufen und diesen die nöthigen Befehle zu ertheilen, ward sie daran von Sven Sörenssen gehindert, welcher einen Schritt näher auf sie zutrat und sagte:

„Verzeiht meine Dreistigkeit, gnädigste Königin, aber sollten wir nicht vor allem Anderm daran denken, den heimgeführten Schatz in vollkommene Sicherheit zu bringen? Allerdings ist er durch sieben große, durch keinen Dietrich zu öffnende Vorlegeschlösser verwahrt, die wir später werden aufschlagen lassen müssen, weil ich natürlich die Schlüssel von dem Dompropst von Upsala, der doch wenigstens etwas mit nach Hause bringen wollte, nicht erhalten konnte; (hier lachte der Geistliche widerlich) aber die Brüder können doch nicht von dem Schatze fortgehen und ihn so ohne Weiteres im Schloßgewölbe stehen lassen.“

„Nein,“ antwortete die Königin eifrig, „Ihr habt ganz Recht. Geht, meine guten Freunde, und trefft Anstalt, daß die Kiste in mein besonderes Betzimmer gleich hier daneben getragen werde; da wird sie doch Niemand antasten.“

„Das will ich hoffen,“ entgegnete der Mönch

und dachte, während er sich mit Lars Tönnesson zugleich entfernte: „Wenn ich mich nur erst mit Speise und Trank gestärkt habe, so will ich schon die Alte zwingen, gleich und in meiner Gegenwart die Kiste öffnen zu lassen, denn ich bin äußerst begierig, von ihrem Inhalte Kenntniß zu haben.“

Aber wir können beiläufig bemerken, daß hieraus nichts ward, denn die alte Margaretha war diejenige, die sich zu nichts zwingen ließ. Sie belohnte königlich, wiewohl sie sonst geizig war, Alle die mit auf dem Raubzuge gewesen waren, in dem festen Glauben, daß der Inhalt der Kiste ihr reichlich Alles ersetzen würde, was sie jetzt aufopferte; aber nicht eher als bis es Nacht ward und sie allein war, erfolgte das Aufbrechen. Sie ließ sodann einen Schmied kommen, der mit großer Mühe und Anstrengung, so wie nicht ohne die größte Kunst endlich die Schlösser aufschlug, aber sie hütete sich wohl, in seinem Beisein den schweren Deckel aufzuheben.

Während nun der Pater und der Voigt in einem, so wie die fünf und zwanzig Söldner in einem andern Zimmer sich mit Speise und Trank gütlich thaten, fand die Königin es für gut, wieder mit ihren Gedanken allein zu sein.

„In Einer Stunde ... oder etwas später,“ sagte

sie zu sich selbst, „kommt der Bischof Jerechini, nach welchem ich mich heute morgen in meiner dummen Angst sehnte und den ich zu Mittag hierher bestellte. — Das war albern von mir, denn jetzt wo die Sonne scheint und Alles um mich her lebt und sich rührt, kann ich nicht anders als meine einfältige Furcht vor den Träumen beklagen, die doch, wie die Gelehrten behaupten, nur eine Folge schlechter Verdauung sind. Damals war es mir, als fühlte ich ein unwiderstehliches Bedürfniß zu beichten ... und jetzt dagegen ist es mir, als hätte ich niemals weniger Neigung zu dieser feierlichen Handlung gehabt. Nun ... das hilft nun weiter nichts. — Wenn ich ihm wieder absagen ließe, so würde das Aufsehen erregen. Nein, das geht nicht. Diesen Jerechini habe ich niemals leiden können und nur um Erichs willen thue ich zuweilen, als nähme ich ihn zum Beichtvater. Ich habe meine Gründe in dieser Hinsicht, Erich's Wünschen nicht entgegen zu sein ... aber Jerechini ist ein hinterlistiger Mensch ... das weiß ich von Alters her ... deshalb vertraue ich ihm nicht Alles, das weiß ich ... am allerwenigsten darf er seine gierigen Blicke auf den Schatz hier werfen, den ich nach Gutdünken anzuwenden beabsichtige. — Man ist, die Heiligen seien dafür gepriesen, auf einem Platze wie der meinige, eines größeren

geistlichen Lichts theilhaftig, als dem großen Haufen beschieden ist, obschon man genöthigt ist, um Eindruck auf denselben zu machen, sich bei allen Gelegenheiten außerordentlich gottesfürchtig zu zeigen. — Jerechini mag daher kommen ... ich werde ihm nicht mehr sagen, als er wissen soll. — Was die Seligkeit meiner Seele übrigens betrifft, so werde ich mich schon später mit wahrer Erbauung an meinen rechten Beichtvater, den wirklich frommen Laurentius wenden ... er kennt mein Inneres: — ihm beichte ich ohne Zurückhaltung Alles, was mir auf dem Herzen liegt. Aber diesmal muß Jerechini komen, das ist durchaus nothwendig.*)

*) Ein Freund der Verfasserin, welcher, während diese Erzählung geschrieben wird, das Manuskript Bogen für Bogen durchlies't, macht ihr den Vorwurf, daß sie bei allen Gelegenheiten Partei gegen den Katholicismus nehme. Allen denen, welche eben so wie der genannte Freund, sich veranlaßt finden sollten, ihr denselben Vorwurf zu machen, antwortet sie hiermit ein= für allemal, daß es nicht die katholische Lehre an und für sich ist, der sie alle diese finsteren Züge leihen will, denn sie gesteht ganz bereitwillig zu, daß diese Lehre, wenn sie rein und klar gepredigt und ihr christlich nachgelebt wird, ihre vielen und großen Schönheiten haben kann, sowie ihre Bekenner eben so fromm und rechtschaffen sind, als die Lutheraner, wovon wir überdies unzählige Beweise haben. Es ist vielmehr der Katholicismus, so wie er sich während des Mittelalters

In demselben Augenblick vernahm man von dem Burghofe herauf ein ungewöhnliches Geräusch, wie von mehrern hundert Stimmen, sowie die schweren hallenden Tritte eines zahlreichen Menschenhaufens, gewohnt mit schweren Schuhen zu schwerer Arbeit zu gehen.

Die Königin näherte sich dem Fenster und sah — wunderbar genug — einen wandelnden Wald in den Burghof hereinkommen. Anfangs wunderte sie sich sehr und schärfte ihr Sehvermögen durch das Zusammenziehen der Augen, aber es dauerte mehrere Minuten, bevor sie hinter den eigentlichen Zusammenhang der Sache kommen konnte. Endlich bemerkte sie, daß es eine Schaar Weiber, Greise und Kinder war, die jedes einen großen Buchenzweig in der rechten Hand und in der linken einen Strauß Maien und andere Wiesenblumen trugen, wie sie Dänemarks milder Frühling hervorgebracht.

---

im Norden zeigte und über welchen wir auf jedem Blatte der Geschichte betrübende Zeugnisse antreffen, den sie hier als ein Bild der Zeit aufzustellen gesucht hat, in der die hier geschilderten Begebnisse sich zutrugen, und es wird wohl Niemand leugnen, daß dies eben eine Zeit beklagenswerther geistiger Finsterniß und Seelensklaverei unter einer unglaublich mächtigen Hierarchie war.

„Ha!“ rief Margaretha, „sie kommen, um Philippa zu ihrem Geburtstage Glück zu wünschen! — Ja, richtig — heute wird sie vier und zwanzig Jahr. — Glückliches Alter! — Warum kann ich nicht wieder mich in diese herrlichen Blüthentage zurückversetzen? ... Viel — ja viel würde dann vielleicht anders, als es geworden ist. — Und diese Philippa! ... Dieses Muster von Tugend, Geduld und Sanftmuth ... wird auch sie einmal den Anfechtungen der Welt unterliegen oder wird sie ihre Bahn bis an das Grab so gerade wandeln wie zeither, ohne ihre zarten Füße an einem Steine des Anstoßes zu verwunden? ... O nein! ... das glaube ich nicht. — Und gleichwohl ... ha! ... ich liebte sie anfangs, ich liebte sie, als ob sie meine eigene Tochter wäre, aber allmählig bin ich es überdrüssig geworden, ihren ewigen Heiligenschein zu sehen, der niemals durch einen einzigen Fehltritt verdunkelt wird. — Sie sind doch sehr langweilig und anstößig, diese vollkommenen Menschen, die niemals sündigen ... ja nicht einmal fehlen können. — Man liebt sie nicht ... denn es liegt in der menschlichen Natur, sich von Allem zurückzuziehen, was so hoch steht, daß man niemals daran hinaufblicken kann, ohne die bittersten Vorwürfe in sich erwachen zu fühlen. — Nein — ich liebe nicht mehr diese engelfromme Philippa, beson-

ders seitdem sie, was die Liebe der drei Nationen betrifft, für mich eine so gefährliche Nebenbuhlerin geworden. — Ja, der drei Nationen — denn in Dänemark, Norwegen und Schweden betet man sie — in dem einen Lande so gut wie in dem andern — an und ihr Name wird niemals ohne Segnungen genannt, während ich blos in Dänemark geliebt bin.“

IV.

Inzwischen hatte die schöne und gute Philippa ruhig und freudig den neuen Tag begrüßt, der ihr Geburtstag war. Wohl hatte sie einige Vergleichungen zwischen sonst und jetzt angestellt: — sonst, wo sie in ihres Vaters Schloß, in ihrem geliebten, ihr unvergeßlichen England diesen Tag gefeiert — jetzt, wo sie von den Wogen des Meeres von den grünen Ufern des Vaterlandes getrennt, ihn in einem fremden Lande feiern mußte; — denn fremd kam sie sich in Dänemark stets vor, wie sehr sie sich auch bemühte, sich hier heimisch zu fühlen. Aber sie that Alles, um diese mißlichen Gedanken zu verscheuchen und die Ruhe zu behalten, mit der sie zuerst zu Gott, dem Lenker ihres Schicksals, aufgeblickt und nachdem sie der Heimath, den Eltern und Verwandten in Gedanken eine Brieftaube des

Grußes zugesendet, welche mit einem Flügelschlage, schneller als der Blitz, über das Meer hineilte, bemühte sie sich, Alles zu vergessen, was sie mit der Gegenwart unzufrieden machen konnte und dagegen den Gedanken festzuhalten und ihrer Seele einzuprägen: — Es kann nicht anders sein. Ich bin eine Königstochter und diese dürfen über ihr Schicksal nicht selbst bestimmen.

Sobald als sie angekleidet war, ließ sie ihren Beichtvater, den Abt Bonifacius, holen, einen Priester in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, so wie es damals wenige gab, fromm, rechtschaffen, bescheiden, durchdrungen von der heiligen Wahrheit der Religion und belebt von einem brennenden Eifer für die Ausbreitung der Lehre, deren Werkzeug er war. Geduldig und verträglich, wie ein rechter Apostel Christi, ging er ernst und sanft zu Werke, wenn es sich um verstockte Herzen handelte, wo das Licht der Gnade Mühe hatte, durch die Finsterniß des Unglaubens und des Zweifels einzudringen, denn er war überzeugt, daß man erleuchten müsse, um zu überzeugen, und überzeugen, um zu bessern, und bessern, um zum Himmel zu führen — und dahin wollte der gute Bonifacius die seiner Obhut Anvertrauten wirklich leiten. Keine Verlockung der Ehre und des Besitzes konnte den frommen Bonifacius zu irgend einer Abweichung von dem Wege der

Wahrheit vermögen, den er einmal zu betreten angefangen und selbst der Anblick des lodernden Scheiterhaufens würde ihn nicht bewogen haben, von der Ueberzeugung abzugehen, die in seinem Herzen wohnte und die er überall ohne Furcht bekannte, nämlich daß unser Gott ein Gott der Liebe ist, der das freiwillige Opfer des Herzens liebt, nicht das durch Schrecken oder Verlockung erzwungene, wofür die Priester in der damaligen Zeit so sehr eiferten, in der Meinung, daß man schon ein Christ sei, sobald man sich nur mit dem Munde dazu bekenne. Bonifacius glaubte und lehrte demnach auch, daß unser Gott ein Gott der Wahrheit ist, dessen klare, allsehende Augen bis in die verborgensten Falten des Herzens dringen und der deshalb nicht, wie die kurzsichtigen Menschen, durch Verstellung betrogen, oder durch Scheintugenden geblendet werden kann. Aber deshalb war es nicht Bonifacius' Sache, so wie die meisten seiner Amtsbrüder, den himmlischen Vater nur als einen strafenden Richter hinzustellen, der zur Ausführung seiner Rache ein ganzes Zeughaus von ewigen Plagen zur Hand hat — nein, er suchte vielmehr seinen Beichtkindern beständig den Gedanken einzuprägen, daß der Gott der Liebe und der Gott der Wahrheit für den Reuigen ein verzeihender Vater ist, dessen Arm sich Allen entgegenstreckt, die zu ihm kom:

men und dessen mächtige Hand stets zur Stütze der Strauchelnden dient, welche seinen Schutz suchen. Heiligung, Bekehrung und Besserung, so wie das wahre Christenthum sie fordert, ohne Scheinheiligkeit, ohne Jagen nach dem Lobe der Welt, dies war die Lehre, die Bonifacius predigte; — Gottes Mißfallen und Entziehen seiner leitenden Hand, seines väterlichen Segens, war die Strafe, womit er drohte; — das Licht des heiligen Geistes, Frieden der Seele, ein ruhiges Gewissen und ewige Unsterblichkeit war das, was er Allen versprach, die in der Tugend, im Glauben und in der Hoffnung beständig waren.

Einen solchen Mann hatte Philippa unter den vielen Geistlichen, die gewöhnlich am Hofe sichtbar waren, zu unterscheiden und an sich zu ziehen gewußt, denn Margaretha liebte, wie man weiß, den geistlichen Stand, dessen große Macht und Einfluß ihr von großem Nutzen waren, und selbst Erich, obschon er ihre Schwärmerei für Alles, was zur Kirche gehörte, nicht theilte, fand doch seine Rechnung dabei, ihr in dieser Beziehung nicht zu widersprechen. Gerade einen solchen rechtschaffenen Mann, wie Bonifacius war, hatte Philippa sich lange zum Beichtvater gewünscht, seitdem der englische Priester William Ruyter, eine Jahr nach der Ankunft der jungen Königin in Dänemark, wohin

er ihr gefolgt, mit Tode abgegangen war und der Abt Bonifacius war und blieb, so lange Philippa lebte, der Einzige, dem sie die Sorge für ihr Seelenheil anvertraute, dem sie ihre innersten Gefühle mittheilte.

Diese Wahl Philippa's hatte Jöns Jerechini und auch den König, dessen großer Günstling er war und blieb, sehr erzürnt. Aber Philippa, die in allem Andern für den Willen ihres Gemahls so nachgiebig, und so bereit war, dem geringsten seiner Wünsche zu gehorchen, war in dieser Hinsicht unerschütterlich. Sie meinte, daß es in diesem einzigen Falle nicht blos verzeihlich sei, wenn sie sich dem Willen des Königs widersetze, sondern sogar rühmlich, denn ihr Gewissen ermuntere sie dazu. Sie hatte — wenn sie auch nicht viel Böses von Jöns Jerechini gehört — doch einen so entschiedenen Widerwillen gegen diesen Mann ... ja sie fühlte schon bei seinem blosen Anblick einen unüberwindlichen Abscheu, den sie sich selbst nicht erklären konnte, aber dessen Ursache in den von der Hauptstadt ganz Dänemarks ausgehenden und zu einer einzigen Verwünschung sich vereinigenden Klagen über Erichs bevorzugten Günstling lag, der früher Geheimschreiber des Königs gewesen, später aber von ihm zum Bischof erhöht worden war.

Offen und ohne den geringsten Rückhalt hatte

die junge Königin jetzt wie immerdar vor Bonifacius ihr Gewissen erleichtert, wie sie es nannte, wenn sie, die gegen sich so Strenge, gegen alle Andere so Nachsichtige, einen Gedanken in sich entdeckte, der mit ihrem Rechtsgefühl nicht vereinbar war. Sie hatte jetzt, wie schon oft vorher, aufrichtig gestanden, daß das Bild eines Mannes, der ihr gleichgiltig sein mußte, in der letzten Zeit fortwährend und in der verlockendsten Gestalt vor ihrer Phantasie erschienen war; zugleich aber hatte sie mit innerer Zufriedenheit erklärt, daß sie jetzt mehr als je Hoffnung hege, dieses Gefühl zu überwinden, welches in so hohem Grade ihre Ruhe vergiftete. Der wahrhaft fromme Beichtvater ermahnte sie zu fortgesetztem Kampfe und unablässigen Gebeten.

Aber Jerechini ärgerte sich über den Vorzug, den Bonifacius bei der Königin Philippa genoß und ärgerte sich um so mehr, als er selbst aus mehr als einer Ursache eifrig darnach strebte, durch das vertrauliche Band des Beichtstuhls mit ihr vereinigt zu werden.

Tausendmal hatte dieser Wunsch seine Gedanken beschäftigt und auch jetzt, als er von seinem Bischofssitze nach der königlichen Burg hinaufritt, um die Beichte der Königin Margaretha zu hören, die — was sehr ungewöhnlich war — an diesem Tage seinen geistlichen

Trost begehrte, dachte er ausschließlich an Erichs junge blühende Gemahlin.

„Es wäre doch wunderbar,“ sagte er bei sich selbst, „wenn es mir nicht endlich gelingen sollte, den alten einfältigen Bonifacius mit seinen silbernen Locken zu verdrängen und seinen Platz bei der schönen Elfenkönigin*) einzunehmen. Ich habe während meines, nun bald vierzigjährigen Lebens so Vieles ausgegrübelt und es sind mir so vielerlei Dinge gelungen ... und eine solche Kleinigkeit, das Herz einer schönen Frau zu meinem Vortheile zu lenken, sollte mir nicht gelingen!

„Einer Frau! ... Ha! — Und die Tausende, deren Lippen weit und breit mein Lob verkünden, als das eines einnehmenden Mannes und gleichzeitig eines gewaltigen Predigers des Wortes Gottes! ... Denn es ist unglaublich, was das Aussehen des Predigers zur Sache thut. ... Ja, schön muß der Mann anzuschauen sein, wenn das von ihm ausgesäete Wort im weiblichen Herzen Frucht tragen soll.“

Der Bischof lachte selbst über diesen seinen witzigen Einfall und zwar so laut, daß die Diener, die hin-

*) Ein Beiname, den er der Königin Philippa wegen der ungewöhnlichen Kleinheit ihrer Gestalt und wegen ihres prächtigen blonden Haares zu geben pflegte.

ter ihm herritten, erst mit verwunderter Miene einander selbst ansahen und dann neugierig umherblickten, um den lächerlichen Gegenstand zu entdecken, der die Lachmuskeln ihres Herrn gereizt. Sie konnten jedoch kein dergleichen Ding wahrnehmen und der Ritt ging weiter.

„Ja," fuhr der Prälat in seinem stillen Alleingespräch fort, — „Tausende von Frauen haben mich gepriesen ... ich weiß es; und mehr als hundert haben mir noch größere Beweise ihres Wohlwollens und ihrer Gunst gegeben. — Und diese einzige ... diese stolze Engländerin, die in ihrer kleinen Gestalt, einer Puppe gleichend, den kräftigen Willen, das entschlossene Herz und den durchdringenden Verstand eines Mannes trägt, ... sie — sie allein verachtet und verabscheut mich!... Ich hätte fast Lust zu glauben, daß sie allein mich durchschaut hat ... und das ist Etwas, was Niemand thun darf ... wenigstens nicht ungestraft.

„Doch — was ist zu thun? — Philippa ist ein Weib und obendrein ein junges, schönes Weib! — Wäre sie ein Mann, so kühn, so stolz, so fest, daß es mir weder mit Gewalt noch List gelingen könnte, auf ihre Seele einzuwirken ... so könnte ich sie hassen und mich an ihr rächen. Aber so kann ich nichts von Beidem.

„Hassen! . . . Hm! . . . Philippa hassen! . . . Mir scheint, daß dies unmöglich sei. — Eher mich an ihr rächen. — Doch wie kann Rache kommen, ohne von Haß geboren zu werden? — Einfältige Frage! — Gleich als ob nicht die Liebe, die verschmähte oder die betrogene, die meisten Rachepläne schmiedete. — Ja, ich fühle es deutlich, wenn es mir nicht gelingt, Philippa dahin zu bringen, daß sie mich liebt, so will ich mich grausam an ihr rächen.

„O, wenn ich bedenke, daß ich sie vielleicht recht oft sehen ... mich ihr unter dem allerdings natürlichen Tone eines Beichtvaters nähern könnte, der aber doch allmählig und ohne daß das Beichtkind es merkt, in einen vertraulicheren übergehen kann . . . wenn ich bedenke, wenn ich in ihre Nähe kommen könnte ... wenn ich ihre Rosenlippen von Sünden flüstern hörte, wie nur ein Engel sie begehen kann ... wie angenehm müßte es sein, ihr Absolution zu ertheilen ... oder ... ach ja ... warum nicht? ... ihr zuweilen eine Buße aufzulegen ... ich bin so etwas gewohnt ... ein Beichtvater kann sich auf viele Weise gefürchtet machen ... man lockt erst das Vertrauen der Schönen ganz und gar heraus ... und dann bekommt man einen immer größeren und größeren Einfluß, den man schon zu seinem Vortheil zu benutzen versteht.

„Und welches Glück kann vor allen der Beichtvater einer Königin machen, wenn er nur sein Spiel richtig zu treiben versteht! — Wenn ich an den nun verstorbenen Abt von Sorö denke, den Beichtvater der großen, stolzen Margaretha ... was vermochte er nicht? ... Vielleicht sind wenig geistliche Männer einflußreicher gewesen, als er es war ... wenigstens während einer Zeit von acht bis zehn Jahren. — Er sah täglich in seiner Wohnung Hunderte von Flehenden und Bittenden, die um seine Gunst bettelten, welche dieselbe war, wie die der Königin, denn sie, die sonst so Eigenwillige, lenkte er ganz und gar. — Er sah Edelleute, Ritter, Grafen und Fürsten sich um ihn drängen ... hörte sie die artigsten Worte in seine Ohren flüstern... fühlte sie ihm zur Versicherung ihrer Achtung und Ergebenheit die Hände drücken ... und machte mit ihrem Wohl oder Weh, was er Lust hatte.

„Und wie leitete er nicht in dem Bande seines Willens diese sonst so mächtige Frau, deren Schlauheit drei tapfere Nationen beherrschte; so leitete er sie, wie wenn ein Kind einen Papierdrachen in die Luft fliegen läßt und dann an dem Faden zieht, woran er befestigt ist. — Aber — Margaretha war häßlich ... das mußte er zu Gute halten ... ihrem Wesen fehlt es an Geschmeidigkeit ... ihre ganze Art und Weise ist

mehr männlich als weiblich ... und bei allem Diesem ist sie doch immer so schwach gegen die Männer gewesen, nämlich gegen solche, die sie zu beherrschen verstehen. — Ich gehöre nicht zu diesen Glücklichen ... und ich weiß nicht einmal, ob ich jetzt noch darnach streben soll. Ueberdies glaube ich, daß kein Beichtvater einen ordentlichen Einfluß auf sie gehabt hat, seitdem der stolze Abraham Broderson anfing, sie allein zu beherrschen. Und seine Gewalt dauert immer noch fort, trotz alles Dessen, was König Erich gethan, um ihn in Margarethens Augen verhaßt zu machen."

Das Alleingespräch des ehrwürdigen Bischofs ward hier durch ein Hinderniß unterbrochen, welches seinem Pferde den Weg so versperrte, daß es erst stehen blieb und dann sich bäumte und nahe daran war, seinen geistlichen Reiter abzuwerfen. Das Hinderniß bestand in einer Heerde Ochsen, die nach dem Bischofssitze getrieben wurden, und der Ochsentreiber war ein Unterthan von einem der Vasallen des Bischofs.

Jerechini gab ihm einen scharfen, nicht eben priesterlichen Verweis wegen der dummen und tölpischen Weise, auf welche er seine Thiere führte, so daß sie ehrlichen Reisenden den Weg versperrten, deren Geschäfte mehrentheils von der Beschaffenheit wären, daß sie durchaus keinen Aufschub litten, meinte der Bischof.

Der Bauer nahm höflich seine Mütze ab, verneigte sich tief und sagte:

„Verzeihet, hochwürdiger Herr Bischof! ... Ich werde die Ochsen sogleich auf die Seite treiben, habt nur einen Augenblick Geduld!“

„Geduld!“ wiederholte der Bischof Jöns ärgerlich. „Geduld muß man genug mit solchen Tölpeln haben, wie Du bist. Man könnte sich zu Tode über die dummen Bauern ärgern, welche Augen, Ohren und Verstand haben, ohne jemals davon Gebrauch zu machen.“

Der Bauer aber, der wohl schon vieles Ueble von seinem neuen Bischof hatte erzählen hören und ihn deshalb schon vorher verachtete — wogegen er ihn noch nicht fürchten gelernt, weil er noch niemals persönlich etwas mit ihm zu thun gehabt, ward über diese unbilligen Scheltworte böse und sagte ganz mürrisch:

„Schimpft auf meine Ochsen, ehrwürdiger Herr, und nicht auf mich, denn diese sind es und nicht ich, die Euch in den Weg gekommen sind.“

Er sagte nichts weiter, der arme Bauer, aber die wenigen Worte waren schon hinreichend, ihm schwer entgelten zu lassen, daß er diesmal wenigstens seine Zunge gebraucht, und tief sollte ihm nun die Erinnerung eingeprägt werden, daß die dänischen Bauern das

wären, wozu Margaretha auch die schwedischen machen wollte, vollkommen leibeigen unter ihrem Herrn.

Bischof Jöns wendete sich daher zu den zwei bewaffneten Dienern, die hinter ihm herritten und sagte ganz kaltblütig:

„Ergreift den unverschämten Burschen und züchtigt ihn mit flacher Klinge.“

Der arme Bauer war so bestürzt, daß er nicht gleich, wie er eigentlich gesollt hätte, sich auf die Fersen machte. Als er sich endlich darauf besann, war es schon zu spät, denn die Diener des Bischofs, gewohnt, wie abgerichtete Hunde mit Blitzesschnelligkeit die, wenn auch noch so grausamen und unrühmlichen Befehle ihres Herrn auszuführen, waren schon von ihren Pferden herabgesprungen und der fliehende Bauer war bald eingeholt, besonders da seine schweren Holzschuhe ihn hinderten, leichte Sprünge zu thun.

Der Bischof setzte inzwischen seinen Ritt gemächlich fort und die Diener, welche faul waren, fanden es beschwerlich, den Bauer durchzufuchteln, weshalb der Eine ihn mit seinem Schwerte über den Arm hieb, so daß das Blut herausströmte und der arme Verwundete ein Gewinsel des Schmerzes ausstieß.

Da stieß der andere Diener des Bischofs ihn hin=

unter in einen tiefen mit Wasser gefüllten Graben, der dicht am Wege hinlief und sagte:

„Da lieg, Du verdammter Grobian, und quake, bis Du kalt bist.“

Gleich darauf eilten die beiden Diener wieder zu ihren Pferden zurück, sprangen in den Sattel und ritten ihrem Herrn nach, der eine kleine Strecke Vorsprung gewonnen, worauf die Reise in aller Stille weiter ging, als ob nichts vorgefallen wäre.

Vorfälle wie der eben genannte waren zur Zeit unserer Erzählung so alltäglich, daß sie kaum einiges Aufsehen erregten. Besonders dachten Prälaten und Edelleute, welche gerade die waren, die solche Gewaltthaten ausübten, daß darüber weiter nichts zu sprechen sei. Man nannte dies das Volk züchtigen, — und daß das Volk gegen seine Vorgesetzten stets nasewejs war, das wußte man ja von je.

Bischof Jóns Jerechini fühlte demnach nicht den mindesten Gewissensbiß darüber, daß er einen armen Landmann auf so empfindliche Weise hatte mißhandeln lassen, und eben so wenig ist es wahrscheinlich, daß sein Herz durch die tausend Verwünschungen beschwert oder erweicht wurde, die eine Menge Bauern ihm nachschleuderten, welche glücklicher Weise zu der Stelle kamen, wo der arme Verwundete lag, gerade noch zur

rechten Zeit um ihn aus dem Graben zu ziehen und dann zu verbinden.

Gleich als ob dieser unvorhergesehene Aufenthalt gar nicht stattgefunden hätte, setzte nun unser Bischof sein stummes Alleingespräch folgendermaßen fort:

„Es ist doch wunderbar, daß ich — der ich doch ein schöner Mann bin ... das weiß ich, denn sowohl die Frauen als mein großer, wohlpolirter Silberspiegel haben mir das vielmal gesagt, daß ich niemals einen Eindruck auf die in allen übrigen Dingen so kluge, aber in Fragen der Liebe so thörigte alte Königin habe machen können. — mich verabscheut sie ganz ... und es ist blos um des Scheines willen und um dem König nicht entgegen zu sein, daß sie dann und wann mit großem Aufsehen mir zu beichten vorgiebt.

„Und wie beichtet sie, das schlaue Weib? — Ach ... ich begreife es schon ... sie sagt nicht mehr Worte, als sie auf dem Markte unter einem versammelten Volkshaufen bekannt werden lassen will.

„Nein — von allem Diesem ist nichts zu hoffen und mir traue ich überdies auch nicht zu, so wie Abraham Broderson einer alten Frau gute Mienen und beständig blauen Dunst vormachen zu können. — Etwas Anderes wäre es, das Vertrauen der schönen Philippa zu gewinnen ... sie ist jung ... sie ist schön, lieblich,

reizend ... und obschon mit einem männlichen Verstande begabt, ist sie doch ein wirkliches Weib, ein Weib in der schönsten und edelsten Bedeutung des Wortes . . .

„Ich beherrsche schon seit langer Zeit den schwachen, weichlichen, leichtsinnigen Erich, der nicht einmal verdient, Mann zu sein ... aber es giebt doch gewisse mir verborgene Falten in seiner Seele, in welche mein Blick noch nicht einzudringen vermocht hat. — Seiner Gemahlin Philippa dagegen, glaube ich, liegt sein ganzes Herz mit seinen wenigen Tugenden und unzähligen Fehlern offen wie ein aufgeschlagenes Buch, wiewohl er sie nicht liebt. Und weshalb liebt er sie nicht? — Weil sie ihm so weit überlegen ist. — Er versteht nicht, ihren Werth zu schätzen, ist aber doch in vielen Fällen ihren leisesten Wünschen unterthan! ... Es wäre dasselbe, wie insgeheim die drei Königreiche regieren, denn Margarethens Tage können hinfort doch nicht so viele sein, daß man nicht hoffen könnte, ihr Ende zu erleben ... und dann ... dann ... wenn man sowohl den König als die Königin in der Hand hätte . . ."

Der Bischof lächelte hierbei auf ganz eigenthümliche selbstgenügsame Weise, als ob er schon das erwünschte Ziel seines Ehrgeizes erreicht hätte.

„Ja, ja, ich werde es versuchen," fuhr er in Ge-

danken fort. „Die Sache ist wohl werth, daß man einige Mühe darauf verwendet ... Philippa ist ein Tugendmuster ... ein untadelhaftes Weib ... aber sie ist doch Weib und alle Frauen werden früher oder später gefallene Engel. — Philippa ist Weib ... ihr Gemahl ist kalt gegen sie, und ich — bin ein schöner Mann.“

Man ersieht hieraus, daß auch im Mittelalter es ebenso wie in unsern Tagen so für sich selbst eingenommene Männer gab, daß sie einfältiger Weise glaubten, sie brauchten blos die Hand auszustrecken, um sofort das erste beste Frauenherz gefangen nehmen zu können.

Solche Männer sind aber doch glücklich in ihrer Täuschung und es ist Thatsache, daß die Täuschung öfter glücklich macht, als die Wahrheit.

Ob es etwas Anderes war, als eine Täuschung, was Bischof Jerechini jetzt so erheiterte und ein selbstzufriedenes Lächeln auf seine Lippen schweben ließ, das wird der weitere Verlauf unserer Geschichte lehren. Genug für jetzt, daß er in der allerbesten Laune im Schlosse und sodann eben in Margarethens Zimmer anlangte.

V.

Mittlerweile hatte Philippa ruhig und leichten Sinnes nach ihrer aufrichtigen Beichte und den tröstenden und ermunternden Worten, womit ihr Beichtiger ihr zusprach, die Glückwünsche ihres ganzen versammelten Hofes entgegengenommen, mit Ausnahme Alicens, die unpäßlich war und das Bett hüten mußte. Man glaubte, daß sie den Abend vorher sich erkältet habe und zwar auf dem Altan, wo sie mit der Königin so lange gesessen, und wobei sie allzudünn angekleidet gewesen.

Unruhig wegen ihrer Freundin, eilte Philippa zu ihr hinein, sobald sie sich von den lauten Glückwünschen losreißen konnte, welche sie höflich und mit großer Freundlichkeit entgegennahm, obschon sie nicht sehr an die Aufrichtigkeit der schönklingenden wohlgesetzten Worte glaubte. Auf den meisten Lippen waren jedoch

diese Worte ein wirklicher Widerhall aus der Tiefe des Herzens, denn Philippa ward von den meisten der Männer und Frauen des Hofes geliebt, eben so sehr, wie sie von dem Volke angebetet ward, und wenn Jemand sie haßte oder ihrem Wohlergehen entgegenwirkte, so war es sicherlich Niemand weiter als die äußerst Schlechten, denen ihre Tugenden, ihre Reinheit und ausgezeichneten Eigenschaften ein Aergerniß oder ein nagender innerer Vorwurf waren.

Alice war matt und hatte Kopfschmerzen, aber ihr Zustand schien übrigens durchaus nicht beunruhigend zu sein. Philippa ermahnte sie, sich still und in ihrem Zimmer zu halten, wenigstens den ganzen Vormittag, worauf sie zu ihrer hohen Verwandten, der alten Königin, eilte, um dieser ihren Morgenbesuch abzustatten, Etwas, was sie niemals versäumen wollte oder zu versäumen wagte.

Margaretha schien nach der unruhigen Nacht etwas zerstreut und würde es, obschon auf andere Weise, noch mehr gewesen sein, wenn sie schon den aus Schweden angelangten Schatz erhalten hätte, aber Philippa fand sich schon vor seiner Ankunft bei ihr ein.

Die alte Königin ging der jungen mit einer schnell angenommenen Miene von Freundlichkeit und verstellter Zärtlichkeit entgegen. Mütterlich drückte sie ihre

Lippen auf die reine Stirn der sich tief verneigenden Philippa und sagte:

„Gott, die heilige Jungfrau und alle Heiligen mögen Dich segnen, meine gute Tochter, an diesem Tage, der eine jährliche Erinnerung an den ist, wo Du zuerst das Licht der Welt erblicktest! Der Himmel behüte Dich auf allen Deinen Wegen jetzt und immerdar! — Was ich übrigens von aufrichtigstem Herzen wünsche, ist, daß Du, ehe dieser Tag das nächste Mal gefeiert wird, Deinem Gemahl einen Sohn geschenkt haben mögest, so daß meine Arme noch einen Erben der drei nordischen Throne drücken und meine Kniee ihn wiegen können".

Philippa antwortete mit einem tiefen Seufzer, während sie ihre Lippen auf die Hand der Königin Margaretha drückte. Mannigfach waren die Gedanken, welche in diesem Augenblicke das Herz der liebenswürdigen jungen Königin durchkreuzten.

Sie wollte sich wieder entfernen, aber Margaretha winkte ihr und knüpfte ihr eine ächte Perlenschnur mit einem kostbaren Schmucke von Achaten um den Hals.

Philippa dankte ihr mit aufrichtiger Wärme. Der Schmuck ergötzte sie wenig, denn sie hatte von solchen Dingen mehr als genug; aber der gefeierten

Königin Margaretha Wohlwollen und Liebe, woran sie bis jetzt keinen Augenblick gezweifelt und wovon sie das kostbare Geschenk als einen neuen Beweis ansah, erfreute sie desto mehr.

Endlich war, wie wir schon oben erwähnt haben, die große Schaar der Armen in den Burghof eingelassen worden, wo sie mit mißtrauischem Auge von der bewaffneten Schloßwache betrachtet ward, welche murrte, daß solche Gäste und in solcher Anzahl in das Heiligthum der Burg Zutritt erhielten, wofür man damals ein königliches Schloß ansah, weil Könige und Königinnen als Halbgötter betrachtet oder doch wenigstens behandelt wurden.

Philippa ging, von einigen wenigen Edelfrauen und ein paar Pagen gefolgt, hinunter, um ihre Kinder, wie sie diese armen Menschen nannte, deren Trost sie war, zu begrüßen. Aber sie stand vor Verwunderung einige Secunden still bei dem Anblick, der sich ihr jetzt darbot. Die Armen hatten nämlich sich in zwei Reihen einander gegenüber aufgestellt und hielten die mitgebrachten grünen Zweige nach vorn geneigt über den Köpfen, so daß sie ein grünendes gewölbtes Dach bildeten, unter welchem die Königin hinwandeln sollte.

Von dem Thore des Schlosses bis zu dem des

Burghofes erstreckte sich in beinahe unabsehbarer Länge dieses grüne, duftende Gewölbe.

Philippa ward heiter, sobald sie sich von ihrer ersten Ueberraschung erholt hatte; sie begann ihre Wanderung zwischen den beiden Gliedern dürftig gekleideter Menschen, auf deren Antlitz aber eine unverkennbare Zuneigung zu lesen war, während Thränen der innigsten Dankbarkeit in manchem Auge perlten, denn Thränen und Segnungen sind ja das Dankopfer der Armen für genossene Wohlthaten.

Aber kaum hatte die Königin ihren zarten Fuß aus dem Schloßthore gesetzt, als ein Regen von Blumen sie überschwemmte. — Ein Jeder warf seinen aufgebundenen Blumenstrauß auf ihren Weg, so daß sie buchstäblich auf Blumen wandelte.

Ein dreifaches Lebehoch erschallte hierbei aus Aller Munde und dann hörte man einzelne Stimmen hier und da rufen:

„Es lebe Philippa! ... Die schöne gute Königin ... der Engel Gottes, der Mitleiden mit allen Unglücklichen hat! ... Es lebe unsere Wohlthäterin ... unsere Trösterin... unsere Mutter! — Gott und die Heiligen mögen sie glücklich machen, wie sie es verdient!“

Philippa war tief gerührt. Diese eben so ungekünstelte als schöne Art und Weise des armen Volkes,

seine Dankbarkeit und sein Wohlwollen auszusprechen, gefiel ihr im höchsten Grade, und sie genoß in diesem Augenblicke einen größern Triumph, als jemals der Glanz der Königskrone ihr geboten.

„Mein gutes dänisches Volk!“ rief sie endlich mit einer Thräne in ihrem klaren himmelblauen Auge ... „meine lieben Freunde! ... Ich danke Euch ... ich danke Euch innig und warm für Euer mir bewiesenes Wohlwollen. — Daß Eure Glückwünsche aus der Tiefe des Herzens kommen, das höre ich ... das weiß ich ... Gott segne Euch wieder und helfe Euch das Kreuz des Leidens tragen, welches die böse Zeit der Unruhe und des Krieges jetzt auf Eure Schultern legt. — Bald wird es durch die Gnade des Erlösers und der heiligen Jungfrau besser werden ... der Frieden wird wiederkehren und Fleiß und Wohlstand wieder aufblühen ... bis dahin habt Geduld und verliert nicht die Hoffnung auf die Hilfe, welche allein die wirksame ist — die Hilfe von Oben.“

Während sie so sprach, schritt sie langsam auf der bunten Blumendecke weiter, während das Volk, welches gern ihre Kleider gefaßt und geküßt hätte, es aber nicht wagte, sich auf die Kniee warf und die Hände gen Himmel hob.

Nun war Philippa überglücklich ... nun genoß

sie mit der ganzen Wärme ihrer reinen und für alle edlen Gefühle empfänglichen Seele das heilige Vorrecht, Königin zu sein— in der Bedeutung, wie sie diese Würde betrachtete.

Während wieder ein neunfaches Lebehoch erschallte und die Königin ganz langsam nach dem Schlosse zurückschritt, gab sie Befehl, eine Tafel auf dem Burghofe aufzustellen und die schon vorher angeordnete Mahlzeit für diese armen Leute aufzutragen, denn es herrschte viel Armuth und Elend in Dänemark, besonders in der damaligen Hauptstadt Roskilde, während jenes lange andauernden Krieges, wo so viele Familienväter fern von Weib, Kind und betagten Eltern waren, welche nun, der Hände beraubt, die sie zeither durch ihre Arbeit erhalten, Mangel an dem Nothwendigsten litten und in deren feuchte, moosbewachsene Hütten so oft Hiobsposten eindrangen und eine dumpfe Verzweiflung erweckten.

Die Königin Philippa gewährte ihren „Kindern" ein sättigendes, obschon frugales Mahl, denn ihre Anzahl war viel zu groß, um das Auftragen von Leckerbissen zu gestatten. Gutes Bier ward vollauf gereicht, eben so Brot, Butter, Rindfleisch und der bei den Dänen so beliebte Buchweizengrütze.

Aber Philippa machte es nicht wie Margaretha.

Sie wartete ihren Gästen nicht selbst auf und erniedrigte sich niemals zum Fußwaschen, und zwar eben deshalb, weil sie, erleuchteter als die meisten ihrer Zeitgenossen, glaubte, die Gottesfurcht bestehe weniger in äußerlichen Geberden, als in Reinigkeit des Lebens und des Wandels.

Die junge Königin entzog sich dem Getöse und ging in den Schloßgarten, um daselbst eine Weile zu lustwandeln. Sie sprach den Wunsch aus, daß Niemand ihr folgen möge, weil sie eine unwiderstehliche Sehnsucht empfand, mit ihren Gedanken allein zu sein. Nur einige Pagen gingen in ihrer leichten, schönen Tracht und mit ihren befiederten Mützen hinter ihr her, um das Thor des hohen eisernen Gitters zu öffnen, innerhalb dessen sie stehen blieben, während die Königin sich tiefer hinein in die schattigen Buchenalleen verlor.

Aber es dauerte nicht lange, so versank sie in die angenehmen Träume, denen sie sich so gern hingab. Es war ihr gelungen, alle störenden Gedanken, alle betrübenden Erinnerungen zu verbannen, ja — Alles — sogar das Bild, welches sonst so ungerufen sich zwischen ihre Seele und jeden Gegenstand zu stellen pflegte, den diese in ihrem Spiegel auffing. Jetzt — jetzt glaubte sie selbst die Erinnerung besiegt zu haben,

die ihr seither Etwas aufdrang, was sie der Vergessenheit überlassen sollte. Ihre Gedanken schwebten zurück zu Dem, was Margaretha kurz zuvor ihr gewünscht, und sie träumte sich, Mutter eines schönen lächelnden Kindes zu sein, sah in dem Fernglase der Hoffnung, wie Seligkeit und Frieden wie holde Engel sich auf die Wiege dieses Kindes niedersenken würden... stellte sich vor, wie innig der König sie von diesem Tage an lieben und wie er vielleicht minder flatterhaft und ernster werden würde, wenn er den heiligen Namen eines Vaters trüge und die heiligen Pflichten eines Vaters zu erfüllen hätte. Mit Einem Wort — sie schwärmte so angenehm in der Hoffnung auf eine glückliche Zukunft, daß sie darüber sowohl die Vergangenheit als die Gegenwart vergaß; sie vergaß Erich's Untreue, sie vergaß Cäcilien und deren Undankbarkeit, sie vergaß Alles — blos um in der goldnen Traumwelt der Phantasie zu weilen, als einer der an dem Gitterthor zurückgebliebenen Pagen sich ehrerbietig näherte, und während er sich tief verneigend seine Mütze abnahm und sie bis auf die Erde niedersenkte, meldete, daß Bischof Jöns Jerechini im Garten sei und einen Besuch bei der jungen Königin abzustatten wünsche.

Sobald nicht eine offenbare Feindschaft bestand, war es in der damaligen Zeit nicht möglich, einem

Bischofe den Zutritt zu versagen, sobald er es begehrte — so sehr standen sogar regierende Personen unter der geistlichen Macht. Jeden andern Unterthan konnte man unter dem Vorwande von Unwohlsein, von Geschäften oder dergleichen abweisen, aber einem Prälaten gegenüber galt keine Entschuldigung. Ein hochgestellter Geistlicher war nicht mehr Unterthan — er war wenigstens nach seinem eigenen Dafürhalten ein Oberherr, sogar über König und Königin, und da jeder Prälat großen Einfluß in Rom hatte, vor dessen Bannstrahl selbst die Mächtigsten zitterten, so war ein Erzbischof, ein Bischof oder ein Abt stets eine Person, vor welcher alle Thüren weit aufflogen, abgesehen davon, ob man ihn übrigens liebte oder seine Eigenschaften als Mensch hochachtete.

Es war daher ganz natürlich, daß Philippa, wie unangenehm sie es auch fand, eben jetzt, wo sie allein zu sein wünschte, von Jerechini gestört zu werden und mit ihm sprechen zu müssen, nicht anders antworten konnte, als daß sie bereit sei, ihn zu empfangen.

Ein weniger willkommener Gast hätte inzwischen sich ihr niemals in diesem Augenblicke nähern können, wo sie in ihrer Einbildung so eben noch so glücklich gewesen.

Bischof Jerechini, der am Wenigsten von allen

Prälaten ein schüchterner und anspruchsloser Mann war, wartete die Zurückkunft des Pagen von der Königin gar nicht ab, sondern folgte demselben so zu sagen auf dem Fuße, so daß, als der Jüngling, nachdem er mit der Königin die wenigen erforderlichen Worte gewechselt, sich wieder herumdrehte, der Prälat schon im nächsten Augenblicke vor der mißvergnügten Philippa stand, welche sich wohl vornahm, höflich zu sein, wie sie es stets war, selbst gegen die, welche sie am Wenigsten achtete, aber sich doch nicht die Mühe nahm, ihr schönes Antlitz von den Falten zu befreien, welche die erste Nachricht von der Ankunft des Bischofs darauf hervorgerufen hatte.

Jöns Jerechini war ein schöner Mann, noch in der vollen Kraft des Mannesalters. Sein reiches Haar fiel, von der Tonsur nur wenig beeinträchtigt, in schönen Locken über die Stirn und um den Hals. Die Augen waren braun und groß; sie konnten grausam und gefährlich sein, aber auch sanft und anziehend, denn das böse Prinzip, bei welchem unser Prälat in die Schule gegangen war, hatte ihn gelehrt, seinen Augen bald den Blick des Tigers, bald den des Adlers, bald den der Taube zu geben.

Wollte er gefallen und sich einschmeicheln, so war er für Viele eine beinahe unwiderstehliche Zauber-

schlange... wollte er dagegen schrecken, so war er ein Werkzeug der Hölle, von dessen Zunge und in dessen Augen Rache und Haß blitzten.

Mit Einem Worte — Jöns Jerechini war ein ganz gefährliches Doppelwesen, zu welchem sich Alle hingezogen fühlten, so lange sie nicht mit ihm näher bekannt waren, aber vor welchem sie unter andächtigem Bekreuzen Gott und die heilige Jungfrau, sie zu behüten, baten, wenn sie mit ihm in persönliche Berührung kamen.

„Heil, Heil, Philippa... der edlen Königin der drei vereinigten Königreiche!“ So lautete sein Gruß an die junge Monarchin.

Sie antwortete nur mit einer Verneigung des Hauptes.

„Die Gnade des Erlösers, der Segen Gottes und der Schutz der heiligen Jungfrau und aller Heiligen sei mit und über Euch jetzt und immerdar, Amen!“

So lautete der zweite Satz, den König Erich's Günstling in feierlichem Tone und mit verstellter Andacht aussprach.

„Ich danke Euch für diesen frommen Wunsch, Herr Bischof, in demselben Grade, wie ich die Aufrichtigkeit desselben zu schätzen weiß,“ antwortete Phi-

lippa, ohne daß ihr Antlitz den Ausdruck des Mißvergnügens verlor.

Es ist nicht leicht, zu sagen, ob Jerechini den Doppelsinn dieser Worte verstand, aber gewiß ist, daß er sich Nichts merken ließ, sondern das Gespräch mit der unbefangensten Miene fortsetzte.

„Ich komme,“ sagte er, „von der Königin Margaretha, deren Beichtvater ich so glücklich bin, zu sein, obschon mir dasselbe Glück bei der Gemahlin meines Königs versagt ist. Ich konnte aber doch nicht unterlassen, an einem Tage, wie dieser, wo ganz Dänemark — ja — der ganze Norden mit Freuden Eurer Gnaden Geburtstag begeht, mich zum unterthänigsten Glückwunsche einzufinden, und wenn auch die Königin Margaretha nicht meines geistlichen Trostes bedurft hätte, so würde ich doch, sowohl von meinem Herzen als von meiner Pflicht gerufen, hierher gereis't sein.“

„Ihr seid allzugütig, Herr Bischof,“ antwortete Philippa in gemessenem Tone, „aber ich vermuthe, daß Ihr noch etwas Anderes vorzubringen habt.“

„Euer Gnaden vermuthet!“ rief mit unwillkürlicher Verlegenheit der schöne Bischof, der bei sich wußte, daß er wirklich in einer ganz andern Absicht gekommen, als um an dem Geburtstage der Königin einen bedeutungslosen Glückwunsch zu stammeln.

„Sieh' da!" rief die Königin, welche bemerkte, daß er verlegen ward. „Ich wußte schon, daß ein Mann, wie Ihr, stets mit wichtigen Angelegenheiten umgeht. — Habt die Güte, neben mir hier auf dieser Bank Platz zu nehmen, Herr Bischof, damit ich höre, was eigentlich Euer Anliegen ist; ich bitte Euch jedoch, nicht viel Worte zu machen, denn die Zeit, die ich Euch zu schenken habe, ist ganz kurz."

Der Bischof wünschte nichts Besseres, als an der Seite der schönen Königin Platz nehmen zu dürfen. Daß das Gespräch nicht so kurz würde, wie sie zu wünschen schien, dafür wollte er schon sorgen, sobald es nur erst eingeleitet wäre.

„Ich danke Euer Gnaden für die Güte, mich hier im Schatten Platz nehmen zu lassen," sagte der Bischof, nachdem er sich gesetzt. „Das Wetter ist warm und ich bin müde von der Reise."

„Vielleicht," sagte die Königin, „wünscht Ihr einige Erfrischung? — Sagt, was Ihr begehrt, und ich werde meine Pagen rufen, die Euch sogleich einen labenden Becher oder einige eingemachte Früchte bringen sollen, dafern Ihr Lust dazu verspürt."

„Durchaus nicht, gnädigste Königin!" rief Bischof Jöns. „Ich komme ja eben von der Königin Margaretha, wo ich genug labendes Getränk genossen

habe; erlaßt es mir daher, Euch in dieser Hinsicht zu belästigen.“

„Wie es Euch gefällt, Herr Bischof.“

„Ach,“ seufzte der Prälat mit einem Blick, der nichts als Frömmigkeit ausdrückte, denn noch wagte er nicht, die Artillerie seiner Augen spielen zu lassen; „während der ganzen Reise hierher nach dem Schlosse dachte ich an nichts Anderes, als an Euch, Frau Königin.“

„An mich?“ fragte Philippa und sah ihn verwundert an.

„Ich dachte,“ hob er wieder an, „an Eure Schönheit, Eure Sanftmuth, Eure Gottesfurcht, Eure vielen und großen Tugenden, die dem Throne Glanz verleihen, dessen Zierde Ihr seid.“

„Da habt Ihr an Etwas gedacht, was nicht vorhanden ist, Herr Bischof,“ antwortete Philippa sanft, aber ernst.

„Was nicht vorhanden ist?“ wiederholte der Prälat.

„Ja,“ hob die Königin wieder an, und ein freundliches Lächeln heiterte ihr bis jetzt so umwölktes Antlitz auf. „Ich verstehe, was Ihr meint, Bischof Jöns, Ihr wollt mir auf höfliche Weise den Weg zeigen, den ich wandeln soll.“

„Euch den Weg zeigen...?“

„Ja; — dadurch, daß Ihr alle die Tugenden nennt, die ich nicht besitze, gebt Ihr zu erkennen, daß ich denselben nachstreben soll.“

„Ich wußte nicht,“ sagte der Bischof, „daß Eure vielen guten Eigenschaften durch einen einzigen großen Fehler verdunkelt werden.“

„So?“ entgegnete Philippa lachend, „jetzt kommt endlich die Wahrheit zu Tage.... Und dieser Fehler ist?“

„Eine viel zu weit getriebene Bescheidenheit,“ antwortete der Bischof, „denn Ihr wißt selbst recht gut, edle Königin, daß Ihr schön, gut, mitleidig und wohlthätig seid, so viel ein Mensch es nur sein kann.“

„Ich weiß'“ antwortete Philippa mit frommem Ernste, „daß ich ein sündhafter Mensch bin, wie alle Anderen, aber ich bete stündlich um Gnade, besser zu werden. — Und sollte ich nicht Mitleiden hegen gegen die Unglücklichen... sollte ich nicht in Allem, was von mir abhängt, zu helfen und zu trösten suchen? — sagt, wäre ich dann wohl werth, den Namen einer Königin zu tragen?“

Philippa's Antlitz gewann immer mehr Leben. Sie war nun auf einen Gegenstand gekommen, der mehr als jeder andere ihr Interesse in Anspruch nahm. Jerechini betrachtete sie mit stummem Entzücken.

„Ach, Herr Bischof,“ fuhr sie fort, „eine Königs-

krone zu tragen und ein Priestergewand zu tragen, hat Eins wie das Andere seine große Verantwortlichkeit. Man kann in diesen beiden Stellungen niemals tugendhaft und rechtschaffen genug sein und niemals genug an die Rechenschaft denken, die man vor dem höchsten Richter abzulegen hat."

Jerechini verstand sehr wohl, daß die Königin ihm mit diesen Worten einen scharfen Verweis zu geben beabsichtigte, daß er als Priester noch weit entfernt von dem sei, was er sein sollte; aber so wie er niemals sich durch etwas erschrecken oder entmuthigen ließ, nahm er auch diesmal seine Zuflucht zu seiner gewöhnlichen Unverschämtheit und sagte:

„Mir scheint, edle Königin, daß Ihr in Euerer Behauptung etwas zu weit geht. Doch — ehe ich mir die Freiheit nehme, Euch das zu beweisen, bitte ich Euch, mir eine einzige Frage zu beantworten: Glaubt Ihr, Frau Königin, daß Gott ein strenger Richter oder ein gütiger Vater ist?"

„Ich glaube, daß er Beides ist," antwortete Philippa. „Beharren wir mit Vorsatz in allen Arten von Sünden, so wird er uns ein erzürnter Richter ... thun wir dagegen Alles, was in unserer Macht steht, um seinen Geboten zu folgen, so ist er unser liebevoller Vater."

„Er ist stets das Letztere,“ antwortete Jòns. „Er, der allwissend und allweise ist, versteht am besten, daß wir mit unserer angeborenen sündhaften Natur und umgeben von unzähligen Verlockungen, nicht Engel auf Erden sein können; auch fordert er das nicht von uns; — glaubt mir das, gnädige Frau.“

„Nein, aber er fordert mit Recht von uns, daß wir stündlich an unserer Besserung und Veredlung arbeiten, daß wir so viel als möglich allen Versuchungen zur Sünde ausweichen, oder ihnen auszuweichen suchen.“

„Wollt Ihr Euch herablassen, noch eine Frage zu beantworten, verehrteste Königin? Glaubt Ihr, daß Gott uns in die Welt gesetzt hat, damit wir uns unaufhörlich grämen?“

„Nein, durchaus nicht. — Weshalb sollte er dann die herrliche Natur um uns geschaffen haben, mit allen ihren unzähligen Quellen des Genusses? ... Warum hätte er uns dann in das gesellschaftliche und Familienleben versetzt, mit allen seinen unzähligen Augenblicken reiner und wahrer Freude?“

„Euer Gnaden giebt also zu, daß wir nicht hier sind, um blos zù weinen, zu seufzen und uns zu ängstigen?“

„Habe ich das jemals behauptet, Herr Bischof?“

„Ja, so ziemlich. — Euer Gnaden sprach so streng von unsern Pflichten und unserer großen Verantwortlichkeit, aber bedachte nicht, daß wir, wenn wir unsere Gedanken fortwährend auf diese Pflichten und auf diese Verantwortlichkeit richten, unmöglich einen fröhlichen Augenblick haben können.“

„Und weshalb, wenn ich fragen darf?“

„Weil der Mensch kein Engel ist — ich wiederhole das noch einmal. Wir können Gott nicht ähnlich werden, so lange wir leben, wären wir auch noch so tugendhaft. Ueberdies sind es ja eben die ausgezeichnet Tugendhaften, welche niemals Glück hier auf Erden genießen können, denn ihr strenges Pflichtgefühl verbietet ihnen jede Freude. — Nein — um nicht unglücklich zu sein, muß man leichten Sinnes sein; um leichten Sinnes zu sein, muß man mit seinem Loose zufrieden sein; um zufrieden zu sein, muß man heiter sein und um heiter sein zu können, muß man sich glücklich fühlen.“

„Ich gebe zu, daß Ihr in Euern letzten Worten Recht habt,“ sagte Philippa, „aber wohin sind wir nun mit unserm langen Gespräch gekommen?“

„Dahin, wohin ich zu kommen wünschte, gnädigste Königin. — Ich wollte Euch blos beweisen, daß Ihr nicht glücklich seid.“

„Ich? — und wer giebt Euch das Recht, dies zu behaupten?“

„Meine Augen, meine Ohren, mein Verstand, gnädigste Königin — mit Einem Worte, Alles überzeugt mich sowohl, als jeden Einwohner in den drei nordischen Reichen, daß Ihr unmöglich glücklich sein könnt.“

„Und um mir das zu sagen, habt Ihr heute mit mir zu sprechen begehrt?“ sagte die Königin ernst, aber ohne ein Anzeichen von Zorn. „Es ist in der That ein christlicher und rühmlicher Eifer, die frohe Laune eines Mitmenschen zu verscheuchen zu suchen. — Ihr wißt, Herr Bischof, weit besser als ich, daß das Glück persönlich ist — daß es nicht auf dem beruht, was Andere denken, sondern auf dem, was man selbst denkt. — Wenn ich mich nun bis zu diesem Augenblicke für glücklich gehalten habe — welchen Dienst habt Ihr mir dann dadurch geleistet, daß Ihr mich vom Gegentheile überzeugt?“

„Ja, wenn,“ sagte Jerechini mit seiner gewohnten Dreistigkeit. „Aber das läßt sich nicht gut denken. — An König Erichs Seite könnt Ihr nicht glücklich sein.“

„Was beabsichtigt der Unverschämte?“ dachte Philippa. „Ich will doch sehen, wie weit er gehen wird.“

„Und wenn dem so wäre?“ sagte sie und heftete einen langen forschenden Blick auf den Prälaten.

„Ihr gebt also zu, daß Ihr Euch nicht glücklich fühlt,“ sagte er und ein Strahl boshafter Freude blitzte aus seinen Augen.

„Ich habe Nichts zugegeben,“ entgegnete die Königin. „Ich sage blos, wenn man mich unglücklich findet, so sollte man wohl ein Mittel wissen, um das Unglück zu heben. Oder ist es wohl recht, zu dem Unglücklichen zu kommen und ihm sein Elend vor Augen zu stellen, ohne ihm den Weg zu zeigen, der ihn hinausführen kann?“

„Ha!“ dachte Jerechini, „nun habe ich sie auf dem Punkte, wo ich dreister herausrücken kann. Nur Muth, Jerechini! ... Muth! ... Du hast schon so viele weibliche Heilige besiegt. — Nur ein wenig Kühnheit und Zuversicht und die Frauen gehen sofort in unser Netz.“

„Ganz Dänemark beklagt Euch, Königin Philippa,“ sagte er in zärtlichem, mitleidigem Tone.

„Ich will aber nicht beklagt sein, Bischof,“ sagte Philippa stolz und richtete ihre schöne kleine Gestalt auf. „Eine Königin beklagen, heißt sie beleidigen. — Uebrigens weiß ich nicht, weshalb man mich beklagen sollte.“

„Ihr wißt dies selbst am besten und seid viel zu zartfühlend, als daß Ihr wünschen solltet, daß ich mich darüber ausspreche," entgegnete der dreiste Prälat. „Ueberdies könnet Ihr, wie sehr Ihr Euch auch bemühen möget, weder Euch selbst noch mich überzeugen, daß Ihr glücklich seid, denn Ihr seid die Wahrheit selbst, Königin Philippa, und Euer schönes Antlitz kann eben so wenig heucheln, als Eure Zunge es könnte."

„Ich suche mein Glück in der Erfüllung meiner Pflichten, in dem Trösten der Unglücklichen und im Umgange mit dem Himmel," antwortete mit ruhiger Würde die junge Königin, welche gerade dadurch, ohne es zu wissen, gestand, daß ihr Glück als Gattin nicht vorhanden war, wie sehr sie sich auch bemühete, vor der ganzen Welt zu verbergen, wie bitter sie dies vermißte.

„Alles Dies ist schön und rühmlich," sagte der Bischof, „und deshalb werdet Ihr auch im ganzen Norden als das Muster aller Königinnen angebetet. Aber glaubt mir, gnädigste Frau, nicht das Lob der Menschen — nicht einmal die billigende Stimme in uns ist genug, um uns zufrieden zu machen, um uns mit einem harten Schicksal auszusöhnen. — Auch das

Herz hat seine Forderungen und es ist unsere Pflicht, dieselben zu hören."

„Das Herz! ... Was meint Ihr?"

„Ich meine, daß wir nun wieder auf den Punkt zurückgekommen sind, von dem unser Gespräch ausging. — Wir stimmten ja darin überein, daß wir nicht geschaffen worden, um während unseres ganzen Lebens Märtyrer für Entbehrungen aller Art ... Sclaven der Pflichten ... oft selbstaufgelegter oder unrecht verstandener zu sein. — Das Herz hat seine Forderungen, wiederhole ich noch einmal ... und früher oder später macht es sein Recht geltend. — Ihr habt mich verstanden, Königin Philippa?"

„Durchaus nicht, Herr Bischof," antwortete Philippa, welche glaubte, daß sie noch nicht genug gehört habe, um das Recht zu besitzen, den böswilligen Seelsorger so zurecht zu weisen, wie er es verdiente. —

„Ihr zwingt mich also deutlicher zu sprechen," hob er wieder an. „Wohlan denn, schöne Königin; — habt Ihr wohl jemals die Seligkeit erfahren, zu lieben und geliebt zu werden?"

Die Königin verstummte auf einige Augenblicke; es war, als ob diese dreiste Frage eine wehmüthig zitternde Saite ihres Herzens angeschlagen hätte, denn

sie senkte den Blick zu Boden und seufzte gegen ihren Willen.

„Ihr antwortet nicht,“ sagte der Bischof, indem er etwas näher rückte und ihr in's Gesicht blickte, als ob er die Gedanken in der Tiefe ihres Herzens lesen wollte.

Philippa faßte sich und antwortete ernst, aber ohne alle Bitterkeit:

„Ihr müßt wissen, Herr Bischof, daß wir Fürstenkinder niemals — wenigstens höchst selten — auf die Stimme des Herzens hören dürfen. Die Pflicht ist für uns Alles, und ihrem Gebot müssen wir gehorchen ... vielleicht ist Dies auch das Beste für unser zeitliches und ewiges Wohl.“

„Nein, schöne Königin, das ist nicht richtig,“ fiel der Bischof eifrig ein. „Es ist dem Menschen niemals nützlich, wenn er dem Körper Gewalt anthut und die zärtlichsten Gefühle des Herzens erstickt. — Lieben ist das erste und vornehmste Gebot des Naturgesetzes — ein Gebot, das wir nicht ungestraft übertreten. — Spricht nicht die ganze uns umgebende Schöpfung von Liebe? ... Wohin wir unsere Blicke wenden, sehen wir, daß alle geschaffenen Wesen dieser Pflicht gehorchen. — Die Thiere auf der Erde, die Vögel in der Luft, die stummen Fische in der Tiefe des Meeres,

die summenden Insekten — Alles, Alles huldigt ja der Allmacht der Liebe. Selbst die Bäume strecken ihre belaubten Zweige einander entgegen ... das ist Liebe bei diesen sowohl als bei den Blumen, wenn sie ihre schönen Häupter einander zuneigen. Und das Wort Liebe steht auf der Spiegelfläche des Meeres zu lesen, wie an der Veste des Himmels, in der durchsichtigen Fluth der Quelle, wie in den schimmernden Strahlen der Sterne; und die Sonne mit ihrer glühenden Brust und der Mond, der uns in der Nacht leuchtet — was sind sie anders als Sinnbilder der innigsten und reinsten Liebe? — Wenn nun Alles in der Natur da ist, um zu lieben — soll denn der Mensch allein die Absicht des Schöpfers vereiteln? — Und glaubt mir ... das thut er höchst selten ... oder er thut es blos zu einer gewissen Zeit. — Fürstliche Personen dürfen nicht sich Dem vermählen, den sie lieben ... aber sie haben für dieses harte Loos einen reichen Ersatz in ihren weit ausgedehnten Rechten, in ihrer großen Freiheit, die sie hoch erhebt über den engen Kreis gewöhnlicher Menschen, wo ein strenges Pflichtgefühl die langweiligen, ermüdenden Stufen abgemessen hat.“

„Mich dünkt,“ sagte Philippa, die sich noch Gewalt anthat, um den äußerst widrigen Eindruck zu verbergen, den die Worte des Priesters auf ihr reines

Gemüth machten, „mich dünkt, daß dies eine wunderliche Rede sei, Herr Bischof."

„Wunderlich, gnädigste Frau? — Und auf welche Weise wunderlich, wenn ich fragen darf?"

„Nun deshalb, weil sie leicht von dem Pfade der Pflicht ableiten könnte und deshalb, weil Ihr ganz bestimmt abgesetzt würdet, wenn Ihr von der Kanzel so sprächet."

„Davor werde ich mich wohl hüten," antwortete er, „denn ich verstehe so ziemlich, was sich für Leute schickt, die dem Gebot der Pflicht folgen sollen und Andere, die es übertreten können, ohne daß es etwas schadet. Für die Menge, für die Masse, mit Einem Worte für das Volk wurde das Gesetz gegeben und spricht man von Pflicht und Schuldigkeit — nicht für die Menschen, die von dem Schicksal auf die erhöhten Plätze der Welt gesetzt worden und deren glückliches Vorrecht es ist, nach Geschmack und Gutdünken leben zu können. — Ja — schöne Königin! ... Gerade für solche Personen wie Ihr, ist diese Ausnahme eine Wohlthat. Ihr macht so viele Hunderte glücklich, Ihr lindert das Unglück so vieler Tausende, Ihr werdet von Millionen geliebt, aber seid niemals selbst glücklich gewesen. Versucht einmal, es auch zu werden — bei allen Heiligen, Niemand wird es Euch mißgönnen ... keine Stimme wird sich erheben, um zu tadeln, daß

Ihr Euch einmal in den Besitz Eurer menschlichen Rechte gesetzt."

„Nennt nicht hier die Heiligen," bat Philippa, „sondern sagt mir blos rein heraus, was Ihr denkt, das ich thun soll, um glücklich zu werden?"

„Und habe ich es nicht schon gesagt, o Königin ... Habt Ihr mich nicht verstanden?"

„Nein — denn Ihr habt Vieles verwickelt durcheinander gesprochen."

„Nun, so will ich ohne Umschweife sagen: Ihr könnt niemals glücklich werden, schöne Königin, bevor Ihr nicht die Glückseligkeit der rechten Liebe geschmeckt habt." —

„Ich soll also Jemand lieben?" sagte Philippa langsam. „Und wen sollte ich lieben?"

„Den, welchen Ihr eines solchen Glückes würdig findet," antwortete der Priester mit flammendem Blick, denn er, der Betrüger, der so viele Andere bethört und sich nun endlich selbst bethörte, glaubte bestimmt und fest, daß er sein Spiel schon gewonnen habe.

Philippa saß stumm mit glühendem Gesicht und niedergeschlagenen Augen. Es war ein edler Zorn, der auf ihrer sonst sonst so ruhigen Stirn loderte. Sie überlegte noch bei sich selbst, wie sie den Vermessenen niederschmettern könne, der mit seinen giftigen Worten

das Heiligthum ihres reinen Herzens entweihen konnte, und sie fragte sich im Stillen, was ihn zu einer so niedrigen Dreistigkeit berechtigen konnte.

Jerechini deutete inzwischen ihr Stillschweigen ganz anders. Es machte ihn nur um so dreister und um seiner Unverschämtheit die Krone aufzusetzen, rief er mit steigendem Gefühl und uneingedenk seiner Stellung als Unterthan, uneingedenk dessen, daß es die Gemahlin seines Königs, die Tochter eines Königs und eine Königin dreier Reiche war, an die er seine Worte richtete:

„O Königin Philippa! ... vielleicht giebt es in Dänemark, im ganzen Norden — ja in der ganzen weiten Welt keinen Mann, der im Stande wäre, Eure Gunst so zu schätzen, wie ich es thun würde. Für einen Blick Eurer Augen wollte ich drei Tage in finsterer Zelle sitzen ... für einen Druck Eurer Hand wollte ich mich blutig geißeln — und für Eure Liebe — für Eure Liebe in der vollsten Bedeutung wollte ich mich den ewigen Qualen der Hölle überliefern ... denn dann hatte ich ja schon die Seligkeit des Himmels auf Erden genossen.“

Philippa richtete sich majestätisch auf, wie klein sie auch war, denn es war die reine und heilige Majestät des tugendhaften Weibes, die sie umstrahlte. Sie

schleuderte dem verworfenen Priester einen Blick so vernichtender Verachtung zu, daß er unwillkürlich den seinen zur Erde senkte. Es war dies das erste Mal, daß er sein Auge vor dem vorwurfsvollen Blick eines Menschen niederschlug.

„Bischof,“ sagte Philippa mit fester und lauter Stimme, „redet nicht von der Hölle, an deren Rande Ihr schon mit aufgehobenem Fuße steht, um im nächsten Augenblicke vielleicht schon hinunterzustürzen. — Glaubt niemals, daß Ihr den ewigen Qualen, von denen Ihr soeben spracht, entgehen könnt, dafern Ihr nicht sofort Euer sündhaftes und ärgernißerweckendes Leben bessert. — Mit äußerstem Abscheu habe ich Euren Worten von Anfang bis zu Ende zugehört. Wenn ich durch meine Antworten Euch ermuthigte, fortzufahren, so geschah es blos, um zu sehen, wie weit Eure Niedrigkeit gehen könnte. — Ja — niedrig ist es von Euch, einem Verkünder des Wortes Gottes, einem Gelehrten, einem Hirten des Volkes und alten Manne, eine junge Frau von dem Wege der Tugend ablenken zu wollen; aber da diese noch Eures eignen Königs Gattin — seine — ich wage vor Gott und allen Heiligen es zu sagen — reine und tugendhafte Gattin ist — so — so hat die Sprache kein Wort für Euer tollkühnes Benehmen. — Und nun — verlaßt mich sofort! ...

Wenn ich dem König verschweige, was Ihr gesagt, so habt Ihr es einzig und allein Euch selbst zu danken ... denn wenn Ihr von Eurem lasterhaften Wandel ablaßt, so werde ich still sein wie das Grab. Höre ich dagegen von Euch die geringste Handlung, welche, wenn auch nur äußerlich, das Gewand entehrt, das Ihr tragt und das Amt, das Ihr bekleidet, so könnt Ihr versichert sein, daß ich Alles entdecke. — Geht, sage ich!“

Der aus seinem Himmelstraum in eine verdrüßliche Wirklichkeit herabgestürzte Prälat wollte einige Worte zu seiner Entschuldigung stammeln, aber ein Page, der in demselben Augenblicke sich der Königin näherte, hinderte ihn daran.

„Was wollt Ihr?“ fragte Philippa, deren Stimme noch von der heftigen Gemüthsbewegung zitterte.

„Ich soll,“ antwortete der Page, „Euer Gnaden melden, daß der Ritter Knut Stensson Nacht und Tag soeben mit wichtiger Botschaft von Seiner Gnaden dem König in den Burghof eingeritten ist. Er eilte hinauf zur Königin Margarethe, aber in fünf Minuten ist er zurück und bittet dann im Auftrage des Königs um eine Unterredung unter vier Augen mit Eurer Gnaden. Er bat mich, zu sagen, daß er, da er eine

wichtige Neuigkeit zu verkünden hat und ihm nur kurze Zeit hier zu verweilen gestattet ist, unterthänigst darum bitten läßt, sofort Zutritt zu erhalten, sobald er mit der Königin Margaretha gesprochen haben wird."

„Sagt, daß ich ihn hier erwarte," antwortete die Königin mit sichtbarer Anstrengung ruhig zu scheinen, was ihr aber nicht gelang. „Lebt wohl, Herr Bischof," fuhr sie zu diesem gewendet fort, ohne aber ihn eines Blickes zu würdigen, nicht einmal eines Blickes der Verachtung und des tugendhaften Abscheues, den sie in ihrem Herzen ihm weihete.

Der abgewiesene Prälat eilte mit dem Pagen fort. Wuth, Raserei und Rachedurst wohnten in seinem Herzen.

VI.

Schon einige Schritte vor dem Gartenthore begegnete der Bischof dem Ritter Knut Stensson.

Gewohnt, bei allen möglichen Gelegenheiten, wo es galt, zu scheinen, was er nicht war, seine Züge und seine Stimme zu beherrschen, glättete Jöns Jerechini die Falten seiner Stirn und hustete, um seine Stimme rein zu machen. Es gelang ihm dies augenblicklich und kaum Jemand, am allerwenigsten Knut Stensson, der selbst sehr aufgeregt war und sich nicht die geringste Mühe gab, dies zu verbergen, hätte den Tumult errathen können, der in diesem Augenblicke in dem Innern des Bischofs tobte.

„Was giebt's Neues aus dem Kriege, Ritter Knut?“ fragte er nach kurzer Begrüßung.

„Ihr werdet es schon noch Zeit genug erfahren, hochwürdiger Herr,“ antwortete Knut mit zerstreuter Miene und wollte weiter eilen.

„Zeit genug?“ rief der Bischof, der stets schnell

zum Zorne war und dem nichts willkommener sein konnte, als ein Gegenstand, über den er die ganze Schale der Wuth ausgießen konnte, die er jetzt in sich kochen fühlte.

„Habt die Güte, mich nicht weiter aufzuhalten," sagte Nacht und Tag, dessen Arm Jerechini gefaßt hatte, „die Augenblicke, die ich hier verweilen darf, sind gezählt."

„Aber ich habe Euch um Nachrichten vom Kriege gefragt," sagte Bischof Jóns wieder, „und wenn ich höflich frage, so verlange ich auch eine höfliche Antwort."

„Behüte mich Gott, einem Bischof unhöflich zu antworten," rief Knut Stensson; ob im Ernst oder ironisch, ließ sich nicht genau sagen, wiewohl es schien, als wäre er viel zu aufgeregt, um zu scherzen. „Aber der Auftrag, den ich bekommen, gilt blos den beiden Königinnen. — Lebt wohl, hochwürdiger Herr."

Er riß nun mit Gewalt seine Hand aus den Fingern des Bischofs und eilte mit beflügelten Schritten nach dem Gartengitter, in dessen Thore er verschwand.

Der Bischof blickte ihm ein paar Secunden mit einer Verwunderung nach, die stark mit Zorn vermischt war. Darauf drehte er sich um und ging kopfschüttelnd fort.

Zwischen dem Augenblicke, wo Jerechini Philippa verließ, und dem, wo Knut Stensson's schöne Gestalt vor sie trat, waren so wenig Minuten verflossen, daß

es ihr noch nicht gelungen war, ihre durch den eben stattgehabten Auftritt zerstreuten Gedanken wieder zu sammeln. — Alles, was sie vermochte, war, daß sie bei sich seufzte:

„Heilige Maria! . . . Wenn es nur ein Anderer wäre! ... Aber gerade er ... er in diesem Augenblick!"

Und weit entfernt, sich beruhigen zu können, war sie wo möglich in einem noch weit aufgeregteren Zustande, als bei Knuts Eintritt das große eiserne Thor, durch welches der Bischof so eben hinausgegangen, wieder knarrte. Ihre Augen brannten — ihre Wangen glüheten, ihre Brust hob sich und die Arme hingen schlaff herab.

Binnen wenigen Secunden lag der schöne schwedische Edelmann auf einem Knie zu ihren Füßen. In der Hand hielt er seinen blinkenden Helm, dessen rothe und weiße Federn jetzt die Erde berührten. Aber auf dem Helm blitzte das kleine Smaragdkreuz in den Strahlen der Sonne, und warf eine Menge Funken von den mannigfach geschliffenen Steinen.

Ritter Knuts schönes Gesicht, welches durch einen Rahmen voller brauner Locken eingefaßt ward, war ungewöhnlich bleich, und er war so aufgeregt, daß er die ungewöhnliche Gemüthsbewegung der Königin nicht einmal bemerkte.

Keuchend und mit etwas unsicherer Stimme stammelte er:

„Königin! . . . Ich habe Auftrag, Eurer Gnaden den Gruß des Königs zu überbringen.“

„Dank, edler Ritter,“ sagte Philippa mit eben so gebrochener Stimme, wie die seine.

Die Königin setzte sich auf die Bank. Knut Stensson blieb mit niedergeschlagenen Augen vor ihr stehen.

„Wie befindet sich mein Herr Gemahl?“ fragte sie.

„Ziemlich wohl, was die Gesundheit betrifft,“ antwortete Nacht und Tag in etwas festerem Tone; — „aber — wir haben ein Treffen verloren. In der gestrigen Schlacht bei Soldorp blieben mehrere tausend Dänen todt auf dem Platze. Der Feind nahm unsere Artillerie und machte eine Menge Gefangene. Wir sind auf das Haupt geschlagen und können den Krieg nicht fortsetzen.“

„O mein Gott!“ rief Philippa und schlug die Hände zusammen. „Mehrere Tausend Todte! . . . Armes Dänemark, was soll aus Dir werden, wenn alle Deine kräftigen Söhne auf dem Schlachtfelde fallen?“

Sie verbarg das Angesicht in ihrem Tuche und weinte.

„Seine Gnaden der König wußte," hob Knut Stensson wieder an, „daß die Nachricht hiervon Schrecken in der Stadt verbreiten und sicherlich entstellt und übertrieben vor die Ohren der gnädigen Königinnen kommen würde, deshalb schickte er mich, um in aller Stille das Unglück zu berichten, ehe noch das Gerücht davon sich über Land und Reich verbreitet hätte *)."

„Und wie nahm die Königin, meine hohe Verwandte, Eure Botschaft auf, edler Ritter?"

„Mit wenig Verstand und Vernunft," antwortete der Gefragte. „Die alte Königin war außer sich; sie stampfte mit den Füßen, raufte sich das Haar und stieß eine Menge Schimpfreden über die Feigheit der Dänen aus."

„Und haben sie sich denn wirklich feig benommen?" fragte Philippa.

„Das wage ich nicht zu sagen, gnädigste Königin," antwortete Ritter Knut. „Vielleicht waren Fehler beim Commando und Mißverständnisse bei den Untergebenen vorgekommen . . . ich weiß es nicht. Das

*) Es war dies die Schlacht bei Soldorp im Jahre 1410, wo die Dänen eine große Niederlage erlitten. Die Geschichte nennt dieselbe als eine der größten, welche die Dänen während dieses langen und unglücklichen Krieges mit Schleswig erfuhren.

Kriegsglück ist übrigens sehr wankelmüthig; — heute begünstigt es die eine Partei, morgen die andere. — Gewiß ist aber, daß jetzt große Niedergeschlagenheit unter dem übriggebliebenen Heere herrscht.“

„Und wo verweilt dasselbe jetzt?“

„Es ist auf dem Rückzuge nach der Hauptstadt und kann bald hier erwartet werden. Der König schickte mich voraus mit der betrübenden Nachricht. Er selbst ist sehr betrübt, aber er hofft in ein paar Monaten den Schaden wieder gut machen zu können.“

„Was beabsichtigt er denn da?“

„Mit neuen, frischen und vermehrten Truppen auszurücken, gnädige Frau. Das ist es was der König beabsichtigt.“

„Barmherziger Gott! . . . Er ist also nicht gemeint, eher Frieden zu machen, als bis er das unglückliche Dänemark gänzlich in’s Verderben gestürzt hat?“

„Ich glaube, das hängt sehr davon ab, was die Königin Margarethe von der Sache denkt,“ entgegnete Knut.

„Und Ihr, Herr Ritter, Ihr reis’t wohl nun sogleich wieder zum Heere? . . . Denn es ist mir, als hätte ich gehört, Eure Augenblicke hier seien gezählt.“

„Ja, gnädigste Frau, ich reite in dem nächsten Augenblicke wieder von hier fort dem König entgegen, aber nicht um mich wieder mit dem Heere zu vereini=

gen, sondern um von meinem gnädigen Herrn Abschied zu nehmen."

„Abschied zu nehmen? . . . Was bedeutet das?"

„Daß ich weit, weit fortreise, verehrteste Königin, und daß Eure Gnaden mich heute zum letzten Male sehen."

„Heilige Maria! . . . Was sagt Ihr?" rief Philippa und fühlte selbst, wie sie erblaßte. Sie mußte sich mit der Hand auf die Bank stützen, um nicht zu wanken.

Knut Nacht und Tag, der mit niedergeschlagenen Augen dastand, merkte nicht ihre Verwirrung.

„Ich reise nach dem heiligen Grabe," sagte er. „Dort wenigstens muß ich wohl den Tod finden, der mich bisher geflohen, wie blindlings ich mich auch in die Gefahr gestürzt habe."

„Und um den Tod zn suchen, wollt Ihr an dem Kreuzzuge Theil nehmen? . . ." fragte Philippa mit warmer Theilnahme. „Ich glaubte, es geschähe aus frommem Eifer für die heilige Sache, wie es bei andern rechtschaffenen Ritterleuten der Fall ist."

„Nein, edle Königin, es geschieht nicht aus edlem Eifer. Vor Euch beichte ich dies, als ob Ihr die heilige Madonna wäret, deren Bild ich tausend Mal mit meinen Thränen benetzt und sie um Verzeihung für

meinen Mangel an christlichem Eifer gebeten habe. — Nein, es ist der Tod, nichts Anderes als der Tod, was ich suche."

„Ihr macht mich auf das Höchste bestürzt, edler Herr Knut. Ihr ... den Tod suchen? ... Und weshalb das?"

„Weil ich ein unglückliches, elendes Geschöpf bin."

„Ihr unglücklich? ... Ihr elend? ... Ein junger, stattlicher, tapferer Rittersmann mit fleckenreinem Schild und so vieler Kriegsehre? — Ihr, der Ihr Alles zu haben scheint: Jugend, Gesundheit, Ansehen, Reichthum! ... Ihr solltet elend sein?"

„Elend im höchsten Grade, edle Königin. — O, Ihr ahnet nicht in Eurer reizenden friedlichen Unwissenheit, wie viel Böses es giebt, wodurch das menschliche Herz verlockt und angefochten wird ... wie die Liebe selbst den edelsten Mann unglücklich machen kann."

„Aber sie kann auch glücklich machen," sagte Philippa ermuthigend. „Mir scheint, als ob Ihr nicht ohne Hoffnung lieben könntet."

Der junge Mann stierte sie mit bestürzter Miene an, — er wußte nicht, was er denken sollte.

Aber die Königin, welche ausschließlich an ihre Freundin Alice dachte, nachdem sie bei sich selbst die stürmischen Gefühle zum Schweigen gebracht, die sie

für sündhafte ansah, begann zitternd zu fürchten, daß Knut möglicher Weise sich in eine andere als ihre Jugendfreundin verliebt habe, und wollte, was es auch kosten möchte, seinem Geheimniß auf die Spur kommen.

„Ja, ganz gewiß liebe ich ohne Hoffnung,“ stammelte er nach einer Pause ... „ich wäre ja ein Wahnsinniger, wenn ich zu hoffen wagte.“

„Und wie lange hat denn diese unglückselige Liebe schon gedauert?“

„Beinahe vier Jahr, gnädigste Frau.“

„So? ... Ja, ja, ich glaube, es bemerkt zu haben.“

„Wie? ... Ihr, gnädigste Frau! ... Großer Gott! ... Ihr habt es bemerkt und Ihr vernichtet mich nicht durch Euern Zorn?“

„Ich? ... Was denkt Ihr? ... Ich bin keine Feindin der Liebe,“ sagte Philippa lächelnd.

Noch einmal blickte der junge Mann mit freudiger Bestürzung auf sie; er wußte nicht, ob er seinen Sinnen trauen sollte.

„Heilige Maria!“ rief er. „Ich sollte nicht allein Verzeihung, sondern auch Mitleiden finden können!“

„Ihr könnt noch weit mehr hoffen,“ antwortete

Philippa, „denn ich gehe in die Burg, damit Ihr auch Erhörung finden sollt."

Knut Stensson kam sich vor wie ein Betrunkener oder als ob ein wildes Fieber sich seiner bemächtigt hätte. Die Königin, die nichts von dem richtigen Verhältniß ahnen konnte, wußte nicht, was sie denken sollte.

„Ich begreife nicht," hob sie wieder an, „weshalb Ihr nicht schon längst die Gluth Eures Herzens offenbart habt . . . Ihr wäret dann schon längst glücklch gewesen."

„O, bei allen Heiligen! . . . Wäre ich dies gewesen!" rief der Ritter und sank auf die Kniee, während ein hoher Purpur sich über sein regelmäßig schönes Antlitz ausbreitete.

„Ja, das wäret Ihr," antwortete die Königin; „denn ich kann Euch versichern, daß Ihr während dieser ganzen vier Jahre geliebt wurdet und zwar so, wie es bis jetzt nur wenigen Männern beschieden gewesen ist, innig, warm, treu und doch so heimlich."

„O mein Gott! . . . Mein Gott! . . . Tödtet mich nicht durch die Schwere meines Glückes! . . ." stammelte der Jüngling, und hielt beide Hände vor's Gesicht. „Das ist zu viel . . . zu viel."

Die Königin fing an ernstlich besorgt um seinen Verstand zu werden, denn wie sehr sie auch ihre Ju=

gendfreundin Alice liebte, glaubte sie doch, das Glück, diese zu besitzen, sei nicht so ganz und gar unermeßlich, besonders für einen Mann wie Knut Stensson, der wohl Anspruch auf eine Ehe aus den edelsten und reinsten Familien machen konnte. Alice war gut und bescheiden, aber nicht geistreich, sie war hübsch, aber weit entfernt schön zu sein — für reich ward sie in England nicht angesehen, obschon in Schweden ihr Vermögen für ziemlich groß gelten mußte, aber darüber schwebte Knut Stensson nach der Meinung der Königin in vollkommener Unkenntniß. Was konnte es daher sein, was ihn jetzt in solchem Grade hinriß, da er beinahe vier Jahre lang die schöne Engländerin in der Stille schmachten lassen, ohne mit ihr ein einziges der Worte gesprochen zu haben, welche sie so innig zu hören sich sehnte?

Als Philippa bemerkte, daß der Ritter noch nicht geneigt zu sein schien, das Gespräch fortzusetzen, sondern auf seinen beiden Knieen liegen blieb, mit den Händen noch vor dem glühenden Antlitz, sagte sie in ernstem, aber sanftem Tone:

„Schlagt Euch alle Grillen aus dem Sinne, Herr Nacht und Tag. Sprecht nicht davon, hinweg zu reisen und uns Euern tapfern Arm zu entziehen, da wir ihn am nöthigsten brauchen. Dort giebt es genug

streitbare Männer, hier dagegen fangen sie an, immer seltener zu werden."

Sie holte einen tiefen Seufzer über das arme Dänemark, aber Knut Stensson deutete denselben nach seiner Weise.

Endlich blickte er auf. Sein junges schönes Antlitz glühete wie eine Rose; die blauen Augen glänzten von Thränen und die Lippen lächelten, lächelten so, wie nur selten menschliche Lippen lächeln — von überirdischer Seligkeit.

„Ich dachte," stammelte er endlich, „daß ich schon vor zwei Jahren hinreichend gesprochen hätte; aber — da Niemand antwortete . . . und darauf wartete ich ja . . . Wie konnte ich auch etwas Anderes erwarten?"

„Sprachet Ihr?" fragte die Königin erstaunt.

Der junge Ritter hielt seinen Helm empor und zeigte auf das kleine Kreuz, welches darauf befestigt war.

„Ich dachte," sagte er, „da ich mich erdreistete, dieses Kreuz nicht blos zu behalten, sondern auch offen zu tragen, wäre dies als eine offene Erklärung meiner Gefühle anzusehen."

„So schien es," antwortete die Königin lächelnd, „und sie, welche das Kreuz verloren, sah diese Erklärung auch für eine ganz deutliche an. Aber weshalb nahmt Ihr nicht ihr Stillschweigen als eine günstige

Antwort auf? Mußtet Ihr dies nicht als ein Ja ansehen, da sie Euch erlaubte, das Kreuz zu behalten und zu tragen?"

„O! . . . Ich war nicht so vermessen zu . . ." Er schwieg.

„Mir scheint, daß darin keine Vermessenheit auf Eurer Seite lag," fiel die Königin ein. „Mit ein wenig mehr Dreistigkeit hättet Ihr dem armen Mädchen eine ganze Menge kummervolle Tage und unzählige im Stillen vergossene Thränen erspart."

Nacht und Tags Gesicht veränderte sich schnell; er sah fast wie blödsinnig aus, als er die drei Worte sprach:

„Das arme Mädchen?"

„Ja," sagte die Königin. „Wenn Ihr wüßtet, Herr Ritter, wie Alice Euch liebt . . . wie innig . . . wie zärtlich . . . wie treu . . . ja treu . . . denn zwei Anträge von hochgeborenen und reichen dänischen Rittern hat sie zurückgewiesen, weil sie Euch liebt . . . Euch liebt von dem ersten Augenblicke, wo sie Euch sah. Wie vielmal hat sie nicht mit mir darüber gesprochen und über das bittere Unglück geweint, keine Gegenliebe zu finden! — Nun ... nun kann ich Euch dies sagen, ohne mich als eine Verrätherin an meiner Freundin ansehen zu müssen. — Vorher hätten nicht einmal die schrecklichsten Drohungen vermocht, mir

das Geheimniß abzudringen, welches in meine Brust niedergelegt worden."

Die Königin hätte eine ganze Stunde sprechen können, ohne unterbrochen zu werden und eben so wenig unterbrach sie sich selbst, was sie doch ganz gewiß gethan haben würde, wenn sie einen Blick auf Ritter Knut Nacht und Tag geworfen hätte. Aber ihre eigenen Gefühle waren viel zu aufgeregt, während sie sich vornahm, die einer Andern auszusprechen. Ihre schönen Augen waren dabei auf den grünen Baum geheftet gewesen, der seine Zweige über ihrem Haupte in einander flocht.

Aus seinem so eben noch so glühenden Antlitz war jeder Blutstropfen entflohen, so daß es dem eines Todten glich; die Augen, die noch so eben von überirdischem Entzücken gestrahlt, schienen jetzt in den Kopf eingesunken zu sein; große Schweißtropfen fielen von der Stirn herab und die blauen Lippen zitterten convulsivisch.

Philippa konnte nicht sprechen, jener laute Schrei der Bestürzung war der einzige Ausdruck ihrer Gefühle gewesen *).

*) Man hat es für eine Pflicht angesehen, zu erklären, daß Philippa's Liebe zu Knut Stensson keinen historischen Grund hat.

Auch Herr Knut sprach mehrere Minuten lang nicht. Er lag noch auf den Knieen mit gefalteten Händen und mit auf die Brust niedergesenktem Antlitz.

Endlich sprang er auf wie wahnsinnig und rief:

„O, ich hätte es begreifen sollen! . . . Ich war ein Thor! . . . Ein Unsinniger! . . . Ein Elender!“

Er wollte aus dem Garten hinausstürzen, aber sobald Philippa seine Absicht merkte, bekam sie ihre ganze Geistesgegenwart wieder, so daß sie mit ein paar schnellen Schritten ihn einholte, beim Arme faßte und wieder zurückführte.

„Um der heiligen Jungfrau willen,“ flüsterte sie, „bedenkt was Ihr thut, Herr Ritter, und stellt uns nicht Beide vor einer Menge verwunderter Menschen blos. — Beruhigt Euch! . . . Bleibt hier und erklärt mir, was so schnell über Euch gekommen ist. Sprecht!“

„Gnädigste Frau Königin,“ sagte er nun, „wem hat dieses Kreuz gehört?“

„Alicen,“ stammelte die Königin, denn ein peinliches Licht ging jetzt in ihrem Innern auf. „Alicen . . . meinem englischen Hoffräulein . . . ihr . . . ihr . . . die Euch mehr liebt als ihr Leben . . . ihr hatte ich es geschenkt.“

„Und ich ... der ich das nicht wußte! ...“ seufzte Knut Stensson. — „Euch, meine Königin, hatte ich dieses Kreuz tragen sehen ... an Eurem blendenden Halse hatte ich es beinahe zwei Jahre lang gesehen.“

Die Königin, jetzt fast eben so bleich wie der Ritter, zitterte so, daß sie sich an den Stamm eines Baumes halten mußte. Sie vermochte nicht zu sprechen, aber sie winkte mit der Hand und flüsterte mit großer Anstrengung:

„Geht! ... Vermessener!“

„Ach ja! ... Ja! ...“ rief der arme Knut in klagendem Tone und rang die Hände. „Ich sagte ja, daß ich vermessen wäre ... daß ich ein Wahnsinniger ... ein Elender wäre.“

„Geht! ... Geht! ... Um des Himmels willen, geht! —“ wiederholte Philippa.

„Ich gehe,“ antwortete Knut, ... „ich gehe — aber nicht, ohne Verzeihung erhalten zu haben ... edle ... engelreine Königin, verzeiht mir!“

„Alles soll vergessen sein ... so vergessen, als ob es niemals gewesen wäre — dafern Ihr nur hier am Hofe bleibt und Euch mit Alicen vermählt,“ sagte Philippa, der es nun gelungen war, sich einigermaßen zu ermannen.

„Ich kann nicht . . . ich kann nicht Euern Wunsch erfüllen, meine Königin,“ antwortete Knut in bekümmertem Tone.

„Was? . . . Ihr begehrt meine Verzeihung und Ihr wollt sie nicht verdienen?“

„Begehrt mein Leben, schöne Königin . . . begehrt mein Herzblut . . . und ich will es augenblicklich vergießen, aber begehrt nicht, was über meine Kräfte geht!“

„Und was soll ich der armen Alice sagen? . . . Welchen Trost . . . welche Ermuthigung soll ich ihr nun geben, nachdem ich weiß . . .“

Sie redete nicht aus. Dunkler Purpur breitete sich über ihre eben noch so lilienweißen Wangen.

„Sagt der Jungfrau Alice, gnädigste Königin, daß sie nicht mehr an mich denken möge, denn ich sei . . . ich sei — wahnsinnig geworden!“

Bei diesem letzten Worte, welches er gewaltsam hervorstieß, nicht sprach, schlug der junge Mann sich vor die Stirn.

Philippa wendete sich ab und weinte.

„Lebt wohl, theuerste Königin,“ sagte er endlich, sich tief verneigend. „Mögen alle Heiligen Euch beschützen!“

Die Königin vermochte blos das Haupt zum Abschied zu neigen und dann ging Knut Stensson mit raschen Schritten aus dem Garten.

Dies Mal suchte Philippa nicht ihn zurückzuhalten.

Ende des dritten Bandes.